Stefan Laszczyk-Naujeck

Kurzgeschichten

und andere Versuche

Stefan Laszczyk-Naujeck

Träume
Albträume

Selbstverlag

1. Auflage als eBook
Pforzheim, Februar 2002
Selbstverlag
© Stefan Laszczyk
Satz: MBL, Pforzheim

Stefan Laszczyk
Ispringer Straße 23
75179 Pforzheim
Tel. 07231-29 83 94
Fax. 07231-29 83 95
eMail info@stefan-laszczyk.de
Web. http://www.stefan-laszczyk.de

Diese Buch ist all meinen Freunden, meiner Familie und, vor allen Dingen, meiner Tochter Ronja gewidmet. Sie gibt mir die Kraft immer weiter zu schreiten.

Inhaltsverzeichnis:

S. 9 Inselträume
S. 17 7 Tage vor Weihnachten
S. 37 Das Geheimnis des Universums
S. 43 Eine Liebeserklärung
S. 51 Ein ganz normaler Morgen
S. 71 Der Zimtstern-Wettstreit
S. 89 Zweifel und andere Unzulänglichkeiten
S. 97 Seidenweicher Moment
S. 101 Erahnter Abschied
S. 105 Der Tod fährt mit
S. 123 Einflüsterungen
S. 129 Kluft und Hoffnung
S. 135 Das Warten
S. 151 Summertime Blues
S. 159 Alle Jahre wieder
S. 183 Zeitenwende
S. 211 Interview mit einem Weihnachtsmann

Abbildungsverzeichnis:

S. 1 *3D-Design & Entwurf Stefan Laszczyk-Naujeck, 2000*

S. 6 *Szenenphoto „Die chinesische Mauer“, 1987,*
Fotografie Bernd Schaaf,
Stefan Laszczyk-Naujeck als Kaiser von China

S. 8 *3D-Design & Entwurf Stefan Laszczyk-Naujeck, 1999*

S. 16 *Clipart ULEAD*

S. 36 *Clipart ULEAD*

S. 42 *Szenenphoto „Was Ihr Wollt“, 1997, Fotografie Winfried Reinhardt*
Julia Mall als Cesario, Stefan Laszczyk-Naujeck als Orsino

S. 50 *Clipart ULEAD*

S. 70 *Fotografie Stefan Laszczyk-Naujeck, 1997*
Ronja Jannika Véronique Naujeck

S. 88 *Szenenphoto „Was Ihr Wollt“, 1997, Fotografie Winfried Reinhardt*
Melanie Kalcher als Olivia, Stefan Laszczyk-Naujeck als Orsino

S. 96 *Clipart ULEAD*

S. 100 *Clipart ULEAD*

S. 104 *Clipart ULEAD*

S. 122 *Wachs-Bleistiftzeichnung 1985, Stefan Laszczyk-Naujeck*

S. 128 *Videobild Marktplatzfest Pforzheim, 1999, infinity productions*
„Across the Border“

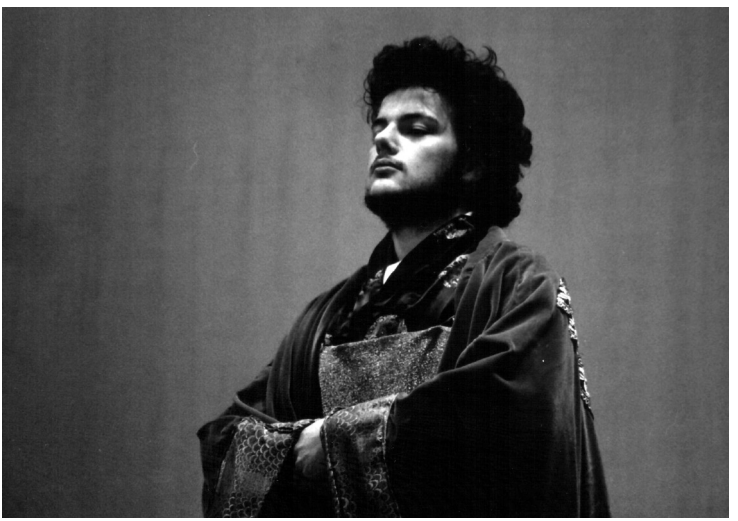
S. 134 *Clipart ULEAD*

S. 150 *Clipart ULEAD*

S. 158 *Comic-Zeichnung Peter del Casal, 1998*

S. 182 *3D-Design & Entwurf Stefan Laszczyk-Naujeck, 1998*

S. 210 *Collage aus Cliparts Stefan Laszczyk-Naujeck, 2000*



Vorwort

Manches gäbe es zu sagen, das relativiert, geraderückt oder aus dem Jetzt heraus das Geschriebe reduziert. Das will ich nicht. Es ist, wie es geschrieben steht.

Ich habe einige Geschichten und Texte aus den letzten Jahren zusammengestellt. Sie sind teilweise sehr persönlich und emotional, teilweise phantastisch verschroben - in Ihrer Summe jedoch sind es Texte, die mich und meine Art zu schreiben am treffendsten charakterisieren. Ich fabuliere und analysiere, ich beobachte und ich kritisiere.

Besonders Menschen, die mir nahestehen, sollen sich in diesen Worten wiederentdecken können, ohne sich dabei verletzt fühlen zu müssen.

Ich hoffe meine Leser haben ebenso viel Vergnügen beim Lesen, wie ich es beim Schreiben hatte.

Stefan Laszczyk-Naujeck

Februar 1996

Sehnsucht und Erinnerung an die Ferne prägen diese Geschichte. Nicht immer sind es schöne Erinnerungen, die wir bewahren. Aber manchmal bekommen wir die Gelegenheit über unsere Erfahrungen nachzudenken.

Inselträume

Der Abend war schon recht fortgeschritten. Miriam verabschiedete sich von ihren Freunden und ging hinaus in die Kälte zu ihrem Auto.

In den letzten Wochen fühlte sich Miriam unwohl. Sie war auf der Suche nach Antworten. Vorsichtig machte sie sich auf den Weg nach Hause. Es hatte geschneit und um diese Zeit fuhr kein Sreuwagen mehr. Die Schneeflocken tanzten im Scheinwerferlicht. Miriam war müde. Sie fühlte, wie ihr die Lider immer wieder heruntersanken. Als sie merkte, daß es gar nicht weiter ging, lenkte sie ihr Auto auf einen Parkplatz. Sie wollte nur ein paar Minuten die Augen schließen, um mit neuen Kräften weiterfahren zu können. Fast augenblicklich sank sie in einen Dämmerschlaf.

Sie träumte.

„Miriam!" Wer rief sie? Die Stimme klang vertraut, aber sie konnte sie nicht richtig einordnen.

„Miriam, komm zu mir!" Wohin sollte sie kommen? Wo war sie überhaupt? Alles um sie herum war weiß und konturlos. Die Stimme schien von überall her zu kommen. Sie konzentrierte sich auf ihren Körper. Sie war in ein ärmelloses, weißes, weites Kleid gewandet. Der Stoff umschmeichelte ihren Körper und sie fühlte, daß das seidenweiche Gewebe ihre Figur betonte. Sie runzelte die Stirn. Das war nicht ihr Stil. So etwas hätte sie selbst nie gewählt.

Was ging hier vor?

„Miriam, willst Du nicht näherkommen?“ Zaghaft erprobte sie ihre Stimme. „Wo bin ich?“ „Wo immer Du sein möchtest!“ Die Stimme klang weiblich. „Wer bist Du?“ „Ich bin Du.“ Miriam schüttelte verwirrt den Kopf. Was ging hier vor? „Ich verstehe nicht ... “ „Komm, ich will Dir ein paar Dinge zeigen.“ „Wo bist Du?“ „Genau vor Dir!“

Miriam ging ein paar Schritte, dann erkannte sie, ein paar Meter entfernt, eine gesichtlose Gestalt. Alles an ihr war, wie in einen weißen Schleier gehüllt. Wenn sie nicht genau hinsah, war die Gestalt nicht zu erkennen. Sie ging vorsichtig näher und streckte ihre Hand nach der Gestalt aus. Aber die Gestalt war körperlos, ihre Hand glitt hindurch, wie durch einen Nebel.

„Hab keine Angst. Ich will Dir nur ein paar Dinge zeigen.“ Damit drehte sich die Gestalt im Kreis und mit ihr veränderte sich die Umgebung. Aus dem Weiß kristallisierte sich eine Landschaft. Es waren die grünen Hügel Irlands. Miriam erkannte sie sofort. Hier hatte sie die glücklichste Zeit ihres Lebens verbracht. Vor ein paar Jahren war sie für sechs Monate nach Irland gefahren um Land und Leute kennenzulernen. Schon seit ihrer Kindheit hatte sie davon geträumt und dann, nach dem Abitur, hatte sie sich den Traum erfüllt. Ihre Eltern waren entsetzt gewesen. „Kind, wie kannst Du nur für so lange alleine in ein fremdes Land gehen?“ Aber Miriam hatte ihre Einwände ignoriert und war trotzdem gefahren. Für ein Vierteljahr hatte sie durch Zufall eine Aupair-Stelle in Dublin gefunden.

Die Familie, bei der sie wohnte, schloß sie schnell ins Herz und auch Miriam fühlte sich dort so zu Hause, wie nie zuvor in ihrem Leben. Und dann war da noch Ian ... Er war der älteste Sohn der Familie und wollte im Herbst anfangen zu studieren. Er hatte, wie es sich für einen echten Iren gehörte, feuerrotes, kurzes Haar - und er war groß. Miriam, mit ihren schlanken ein Meter siebzig, fühlte sich neben ihm immer ganz zierlich. Und wie sie ihn angehimmelt hatte! Erst als ihre drei Monate fast vorüber waren, faßte

sie sich ein Herz und gestand ihm, daß sie sich in ihn verliebt hatte. Ian aber lachte nur. Zwar war er nur ein Jahr älter als sie, aber er behandelte sie immer wie seine kleine Schwester. Vielleicht hatte sie zu lange gewartet? Mit freundlichen Worten erklärte er ihr, daß er sie zwar ganz süß finden würde, aber daß er auf der Suche nach der Frau sei, mit der er sein Leben verbringen wolle. Miriam würde wieder nach Deutschland fahren und dann wäre alles vorbei. Erst als sie alleine auf ihrem Zimmer war, brach der ganze Kummer über sie herein und sie weinte die halbe Nacht lang in ihr Kissen. Sie wollte eigentlich gar nicht mehr durch Irland reisen, zu sehr war sie verletzt.

Ein paar Tage später reiste Ian ab. Er wollte sich ein Zimmer suchen, ehe die Uni losging. Zurück blieb Miriam. Der Familie wollte sie nichts erzählen und sonst hatte sie in den wenigen Wochen keine anderen Freundschaften geschlossen.

Aus Trotz entschied sie sich dann aber doch ihre Reise durch Irland zu machen. Sie kaufte sich ein klappriges Auto und fuhr los. Ihre Gastfamilie war sehr traurig über ihren Abschied und sie luden Miriam ein, sie immer besuchen zu können, wann sie wolle.

Miriam fuhr einfach drauf los. Nun ist Irland ein weites und menschenleeres Land. Miriam fuhr oft tagelang durch die sanften grünen Hügel und genoß die Einsamkeit. Sie nutzte die Zeit um über ihr Leben nachzudenken. Irgendwie gab ihr dieses Land den inneren Frieden wieder und ihr Schwärmerei für Ian erschien ihr nun fast lächerlich.

Eines Tages stand sie mit ihrem Auto oben am Abhang einer Steilküste. Hinter ihr wogten die grünen Hügel und weit unter ihr das Meer. Ein starker Wind ließ die Wellen gegen die Felsen anrennen. Miriam entschloß sich hier noch ein paar Tage zu kampieren. Sie baute ihr kleines Zelt in einer nahegelegenen Mulde auf.

In der Nacht heulte ein Sturm über sie hinweg und sie hört das wilde Raunen der Brandung. Es wurde eine unruhige Nacht. Miriam warf sich hin und her. Draußen tosten die Elemente.

Mitten in der Nacht wurde sie von einem lauten Donnerschlag geweckt. Ein Blitz schien in ihrer Nähe eingeschlagen zu haben. Sie saß senkrecht im Zelt und lauschte ängstlich. Außer dem Prasseln des Regens und der Brandung hörte sie ein Knistern und Zischen. Schnell zog sie ihre Jacke über den Trainingsanzug und nahm eine Taschenlampe. Als sie den Kopf aus dem Zelt streckte, schlug ihr der Regen wie eine Wand ins Gesicht. Sie war sofort durchnäßt. Und als sie sich blinzelnd umsah, erkannte sie einige Meter entfernt einen Strauch, der in Flammen stand. Der Blitz mußte dort eingeschlagen haben. Der Regen focht einen Kampf gegen die lodernden Flammen. Eigentlich bestand keine Gefahr, aber Miriam fühlte sich unwohl. Sie kroch vollends aus dem Zelt und ging vorsichtig näher. Der Blitz hatte eine ganze Hecke getroffen, die jetzt über eine Länge von zwanzig Metern in Flammen stand. Plötzlich wußte Miriam, weshalb sie so ein ungutes Gefühl hatte: Ihr Auto parkte kaum drei Meter von der Hecke entfernt! So schnell sie konnte umrundete sie das Feuer und sah, wie immer wieder glühende und brennende Stücke durch die Luft wirbelten und auf ihr Auto nieder regneten. Ohne Auto wäre sie in dieser Wildnis aufgeschmissen, also faßte sie sich ein Herz und näherte sich dem Fahrzeug. Die Luft war voller Rauch und die Hitze wurde unerträglich - dazu der Regen. Sie kämpfte mit aller Kraft gegen die aufsteigende Panik an. Irgendwie gelang es ihr mit dem Ärmel ihrer Jacke die Fahrertür zu öffnen. Sie betete, daß das Auto in dieser Hitze nicht beschädigt wurde. Ein herabfallender Funken fraß sich zischend in ihr nasses Haar.

Auch im Auto war es heiß. Verzweifelt versuchte sie es zu starten, aber der Anlasser rotierte nur und sonst geschah nichts. Ihr wurde bewußt, daß es sicher nicht mehr lang dauern würde, bis sich das Benzin entzündete. Mit einem Schrei und einem Schlag auf die Armatur machte sie einen letzten, verzweifelten Versuch und wirklich, der Motor sprang an! So schnell sie konnte legte sie den Rückwärtsgang ein und gab Gas. Sie konnte durch die verregnet Heckscheibe nichts erkennen, aber sie wußte, daß sie mindestens zehn Meter zwischen sich und die Hecke bringen mußte. Mit einem Krach stand das Auto. Miriam wurde auf das Lenkrad geworfen und der Motor verstummt.

Erst einige Zeit später wurde sie wieder etwas klarer im Kopf. Sie öffnet die Fahrertür. Zum Feuer hatte sie jetzt einen ausreichenden Abstand. Aber sie mußte wohl auf irgend etwas aufgefahren sein. Sie ging um das Auto herum und sah die Bescherung. Das Heck des Autos saß auf. Sie hatte einen kleinen Felshaufen umgefahren und dabei wurde das Heck angehoben und durch den Schwung auf einen flachen Felsen geschoben, so daß die hinteren Räder in der Luft hingen. Zum Glück! Denn wäre sie weiter gekommen, wäre der Wagen die Klippen hinuntergestürzt. In ihrer Panik hatte sie vergessen, daß hinter ihr die Steilküste lag. Müde und erschöpft sank sie in die Knie. Irgendwer oder irgend etwas hatte sie beschützt. Ihr grauste bei der Vorstellung dort unten mit verdrehten Gliedern zu liegen. Sie legte die Hände aufs Gesicht und weinte. Irgendwie fühlte sich das komisch an. Sie sah auf ihre Hände herab und erkannte Blut. Beim Aufprall auf das Lenkrad hatte sie sich verletzt, aber der beständige Regen war dabei, ihr das Blut aus dem Gesicht zu waschen.

Später konnte sie sich nicht mehr erinnern, wie sie zurück ins Zelt gekommen war. Ihre Lampe hatte sie unterwegs verloren und sie war von oben bis unten blutverschmiert und vom Regen bis auf die Haut durchweicht.

Nur im flackernden Schein des Feuers, der durch die Zeltwand fiel, versuchte sie sich die Stirn mit einem alten T-Shirt zu reinigen. Dann zog sie sich aus und legte sich fröstelnd in den Schlafsack. Bald war sie eingeschlafen.

Zu ihrem Glück stellte sich am nächsten Tag heraus, daß ein Bauernhof in der Nähe lag. Der Bauer kam um die Brandstelle in Augenschein zu nehmen, deren Schein er in der Nacht lodern sehen hatte. Dabei fand er Miriam. Er half ihr auch das Auto vom Felsen herunter zu bekommen. Weil das Fahrzeug schwerer beschädigt war, lud er sie zu sich ein und versprach, daß sich jemand um ihr Auto kümmern würde. Miriam nahm das Angebot dankbar an.

Erst viele Wochen später wurde ihr bewußt, was für ein Glück sie eigentlich gehabt hatte.

„Du erinnerst Dich." Es war eine schlichte Feststellung, sonst nichts. Miriam sah sich um. Die Gestalt stand neben ihr und

betrachtete die Hügel und die Küste. „In der Nacht wurde mir ein zweites Leben geschenkt!“ „Was hast Du daraus gemacht?“ Miriam war verwirrt. Was hatte sie daraus gemacht? Sie war zurück nach Deutschland gekommen und hatte zu studieren angefangen. Sie war endlich von zu Hause ausgezogen und sie hatte sich in der neuen Stadt einen neuen Freundeskreis aufgebaut.

„Wie meinst Du das?“ „Was hast Du aus Deinem zweiten Leben gemacht?“ Miriam schwieg. Was sollte sie darauf antworten? Tief in sich wußte sie, daß sie mit sich und ihrer Situation unzufrieden war. Sie sehnte sich nach ... nach was eigentlich? „Um was ging es Dir, als Du nach Irland gegangen bist?“ Zögernd antwortete sie. „Ich wollte mich selbst finden.“ „Und, hast Du Dich gefunden?“ „Nein.“ „Hast Du nicht erkannt, als Du alleine unterwegs warst, daß Du es bist, auf den es ankommt?“ „Doch, aber ... Ich tue das alles doch für mich ... oder?“

Das Bild der Küste zerfaserte und auch die Gestalt löste sich plötzlich auf. Zurück blieb lediglich ein heller Punkt. Wie aus weiter Ferne hörte sie ein Pochen und eine Stimme.

„Hallo, junge Dame!“ Ganz langsam öffnet sie die Augen und wußte zunächst nicht wo sie war. Ein Gesicht neben ihr hielt eine Taschenlampe und sonst war alles dunkel. Als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten erkannte sie das Innere ihres Autos wieder. Sie saß zusammengesunken auf dem Fahrersitz und ein Polizist pochte unentwegt an die Scheibe.

„Ist alles in Ordnung mit Ihnen?“ Sie schüttelte die Taubheit ab und kurbelte das Fenster herunter. Sofort flogen einige Schneeflocken ins Auto. „Ist alles in Ordnung mit Ihnen?“ Benommen nickte Miriam.

„Ich war wohl zu müde um weiterzufahren, darum habe ich angehalten um mich auszuruhen.“ „Sie können von Glück sagen, daß wir gekommen sind! Wenn sie, bei der Kälte, noch länger in ihrem Auto gesessen hätten, wären sie erfroren!“ „Ich danke Ihnen.“ „Nichts zu Danken. Und Ihnen geht es wirklich wieder gut?“ „Ich glaube schon ...“ „Gute Fahrt dann noch.“ Der Polizist ging

zurück zu seinem Streifenwagen.

Miriam sah auf ihre Uhr. Sie saß schon seit drei Stunden hier. Und es war inzwischen sehr kalt in ihrem Auto. Zitternd startete sie den Motor und hielt dann kurz inne.

„Danke!“ hauchte sie und dachte dabei an die Gestalt aus ihrem Traum.

Dezember 1994

Diese Geschichte entstand zu Weihnachten 1994. Sie ist meiner damals 2 Jahre alten Tochter Ronja und allen Kindern dieser Welt gewidmet

7 Tage vor Weihnachten

1. Teil: Vorspiel

Es gibt Tage, die man getrost vergessen sollte. So ein Tag wie heute zum Beispiel - erst fiel mir ein, daß in einer Woche Weihnachten ist, dann sprang das Auto nicht an und schließlich verlor ich beim Spazierengehen im Park den letzten verbliebenen Knopf an meinem Mantel.

Ein Tag wie jeder andere sagen Sie? Eigentlich haben Sie recht. Wenn man es genauer betrachtet, ist Weihnachten immer X Tage entfernt (ob das 365 oder 7 Tage sind - an Weihnachten ändert das überhaupt nichts); das Auto springt nicht an, nun ist es jemals richtig angesprungen? Eigentlich fährt es nur und hüpft nicht wie wild durch die Gegend und schließlich was ist schon ein Knopf? Man kann tausend Knöpfe haben und verlieren (Ich frage mich manchmal, ob es irgendeine Dimension der spurlos verschwundenen Socken, Knöpfe, Steuererklärungen und so weiter gibt - irgendwo müssen sie ja abbleiben ...).

Von einem philosophischen Standpunkt aus betrachtet ist heute ein Tag wie jeder andere.

Außer, daß ich heute dem Weihnachtsmann begegnet bin.

Ach, das vergaß ich zu erwähnen?

Ich war im Park gerade dabei, meinen Weg auf Knien zurückzu-

verfolgen - der Knopf, sie verstehen - als ich gegen ein paar Beine stieß. Als ich mich unter Entschuldigungen aufrichtete sah ich einen großen, weißhaarigen Mann mit Bart, der in einem Weihnachtsmann-Kostüm steckte.

Sie müssen wissen, ich habe mit Weihnachten so meine Probleme. Nicht mit dem Ursprung von Weihnachten, ich bin gläubiger Christ, sondern mit dem Weihnachten der Menschen um mich herum. Was gibt es da noch an „Besinnlichkeit"? Menschen hetzen von Laden zu Laden, halten ihre Köpfe gesenkt, innerlich schon beim nächsten Punkt auf ihrer Geschenkliste, den es abzuhaken gilt.

Und ich? Kein bißchen anders als all die anderen, auch ich folge dem Diktat der Zeit, kaufe ein Super-Nintendo für meinen Neffen und einen preiswerten Fernseher mit integriertem Top-Videotext, Scartbuchse, Kabeltuner mit 100 Speicherplätzen und 60 Zentimeter Bildröhre für meine Mutter, (Sie meinen ein kleinerer Fernseher hätte es auch getan? Nein, meine Mutter sieht nicht mehr so gut, seit sie auf die 70 zugeht!), ein Barbie-Haus für meine Nichte mit zwei Puppen zwei Schlafzimmer, einer Küche, einem Eßzimmer, einem Wohnzimmer, einer Diele, einem Badezimmer und einer Haustüre, den Hund den es dazu gab, habe ich auch gekauft, einer vergoldeten Zigarettenspitze für meinen Schwager, wobei ich hoffe, daß er nie merkt, daß sie nur vergoldet ist und einem Edelstahl-Topfset für meine Schwester, bestehend aus zwei großen und drei kleinen Töpfen, einer Kasserolle und einem überkochsicheren Milchtopf.

Manchmal bin ich froh keine größere Familie zu haben.

Und dann das Fest selbst... Es ist wie immer, Anja, meine Schwester, steht drei Tage in der Küche um dann an Heiligabend die niederschmetternde Botschaft zu verkünden, daß die Gans zu trocken, die Knödel völlig durchweicht und der Salat welk geworden seien. Nichtsdestotrotz freuen sich alle, daß es um neun Uhr abends endlich das Essen gibt. Mutter kommentiert mit gnadenloser Genauigkeit die Fehler, die meiner Schwester beim

Kochen unterlaufen sind oder hätten unterlaufen können, Fred, mein Schwager sitzt vor der Glotze (außer man zerrt ihn zum Eßtisch) und verfolgt via Satellit die aktuellen Börsenkurse, denn im unchristlichen Ausland könnte ja an einem solchen Tag jemand die Gunst der Stunde nutzen und irgend etwas Fürchterliches mit seinen Aktien anstellen.

Miriam und Bernhard versuchen verzweifelt die heimlich geöffneten Pakete wieder zu verschließen und zanken dabei fortwährend darüber, wer nun Schuld sei, daß dieses oder jenes Geschenk sich nicht mehr ordnungsgemäß verschließen lasse.

Und ich? Ich sitze vor dem Kamin, habe ein Buch in der Hand und versuche den lesenden Unbeteiligten zu mimen. Im Laufe des Abends gelingt mir das immer weniger, weil mal die eine, mal die anderes Partei mich um meine Meinung bittet und, um nicht gänzlich im Mahlwerk dieses ewigen Familienzwistes zu vergehen, ich mich genötigt sehe, meiner Umwelt etwas Aufmerksamkeit zu schenken.

Diese Heilig-Abende sind lang, laut und nutzlos - niemand ist zufrieden mit sich und den Anderen.

Aber ach, ich bin ein wenig abgeschweift, sie verzeihen, dies sind nun einmal die Dinge, die mich beschäftigen, wenn es auf Weihnachten zugeht.

Wo war ich stehengeblieben? Ah ja, bei jenem Mann in seinem Weihnachtsmannkostüm.

„Sie haben nicht zufällig einen Knopf gefunden? Oder?“ fragte ich ihn. Ein Glitzern drang aus seinen Augen. Er zwinkerte mir zu. Und mit einer tiefen, allumfassenden Stimme antwortete er mir:

„Nein!“ Die Einfachheit und Endgültigkeit mit welcher er dies sagte, ließ mich zögern. Normalerweise wäre ich jetzt weitergegangen, beziehungsweise gekrochen, aber diese Stimme ließ mich nicht in Ruhe.

„Sind sie nicht ein wenig früh dran?“ fragte ich ihn, immerhin war erst in einer Woche Weihnachten.

Sie haben Recht, solche Entschuldigungsfloskeln sind unter meiner Würde, aber etwas trieb mich dazu. Das selbe Etwas gab mir auch das Gefühl, daß dieser Mann all meine Fehler und Schwächen kannte und ich mich vor ihm fürchten müsse.

„Für mich ist immer Weihnachten!“ sagte er und ich lachte nervös.

„Natürlich, sie sind schließlich der Weihnachtsmann!“

„Genau.“ Damit wand er sich um und schritt davon. Der riesige Sack schien ihn nicht zu behindern.

Der könnte fast echt sein, dachte ich.

Langsam stahl sich die Kälte unter meinen nicht mehr zuknöpfbaren Mantel.

Den Knopf habe ich nicht gefunden.

Später, als Zuhause die Espresso-Maschine wie aus dem letzten Loch pfiff, dachte ich nochmals an diese seltsame Begegnung - der Kerl war irgendwie sehr von seiner Rolle überzeugt gewesen. Ich schüttelte den Kopf. Typen gab es ...

Ein Espresso und einige Kapitel in Tolstois „Krieg und Frieden“ später läutete es an meiner Wohnungstür.

Ich war gelinde gesagt überrascht - nein eher bestürzt - wer konnte bei mir (noch dazu um diese Zeit) klingeln? Ich erwartete keinen Besuch und am Samstagabend sollte man vor Vertretern sicher sein.

Vorsichtig spähte ich durch den Türspion - eine segensreiche Erfindung, die mir schon manche Enzyklopädie und manchen Staubsauger erspart hat - aber Ich konnte niemanden entdecken.

Sicher hatten mir Kinder einen Streich gespielt.

Kaum saß ich wieder vor dem Ofen und hatte mir meine Decke und mein Buch zurechtgerückt, als es zum zweiten Mal läutete. Diesmal klang die Klingel schriller, eindringlicher. Ein wenig verärgert legte ich das Buch beiseite warf die Decke über den Sessel und ging zur Wohnungstür. Abermals zeigte der Spion nur den leeren Gang. Mit dem festen Vorsatz mich nicht mehr stören zu lassen legte ich Beethovens Fünfte auf (auf einem Plattenspieler, wie sie vor fünf Jahren noch modern waren, nicht so ein perfektpolierter Glitzerscheiben-Aufbereiter!) und holte mir ein Gläschen Sherry. Wäre das gelegentliche Pfeifen der Heizung nicht so dissonant über meinen Musikgenuß hergefallen, ich hätte den Abend noch genießen können. Aber alles hoch und herunterdrehen half nichts. Lediglich die Tonhöhe und Intensität ließ sich verstellen, am Ton an sich änderte sich nichts. Ich bin Musikliebhaber und dieses Pfeifen beleidigte mein ästhetisches Empfinden erheblich! Mit Rücksicht auf Beethoven stellte ich sein Fünft wieder ins Regal.

Was sollte ich mit diesem Abend noch anfangen? Für gemütliches Lesen, Musikhören oder gar Schlafen war es entschieden zu laut in meiner Wohnung. Ich beschloß noch einmal in die Stadt zu gehen und mir die Schaufenster anzusehen. Für einige entfernte Verwandte hatte ich immer noch kein Geschenk und auch keine Idee was ich Ihnen schenken könnte. Ich hoffte in den Auslagen Anregungen zu entdecken.

Diesmal mit einem Pulli und einem Trenchcoat (an dem noch alle Knöpfe fest saßen) gegen die bittere Kälte gewappnet ging ich los. In den Straßen der Wohnviertel waren die Fenster der Wohnungen erleuchtet und manche festlich geschmückt. Gelegentlich zierte ein mit elektrischen Kerzen bestückter Baum einen Vorgarten. Ich schlang den Trenchcoat enger um mich.

Am Rand der Fußgängerzone hörte ich den Lärm des Weihnachtsmarktes. Er war zwar immer noch einige hundert Meter entfernt, aber in den sonst stillen Häuserschluchten hallte der Lärm der Karussells und Wirtsstuben. Dazwischen erklang der wehmütige Ton eines Saxophons. Das lockte mich an. Wer mochte um diese

Zeit, bei der Kälte und bei den wenigen Menschen, Straßenmusik machen?

Als ich näher kam, erkannte ich vor dem Schaufenster eines großen Kaufhauses einen dunkelhäutigen Mann. Er hatte seinen Hut tief ins Gesicht gezogen, trug einen dicken Mantel und Handschuhe ohne Finger. Im Neonlicht der Schaufenster glänzte sein Saxophon matt.

Kein Mensch stand da und lauschte ihm. Ganz alleine, nur für sich, spielte er einen wehmütigen Blues, der wie ein Bildnis die Umgebung nachzeichnete: Die leere Straße, das Licht der Schaufenster mit ihren glitzernden und blinkenden Angeboten, der Klang der Menschen auf dem Weihnachtsmarkt und natürlich beschrieb der Blues auch den Musiker, der ihn spielte.

Ich ging näher und stellte fest, daß der Mann keinen Hut ausgelegt hatte und auch sonst kein Gefäß, das zum Geldsammeln hätte dienen können. Er stand nur versunken da und spielte.

Ich weiß nicht mehr wie lange ich ihm gelauscht habe. Die Musik nahm mich mit, mit in eine andere Welt...

Teil 2: Sonstwo

„Gut daß Du hier bist!" „Wir warten schon seit Tagen." „Du kommst auch jedes Jahr später ... oder? ... „ „Sag mal, wie schaffst Du das eigentlich an einem Abend?"

Ich muß gestehen, ich fühlte mich überrumpelt. Eben hatte ich noch dem Saxophonisten gelauscht und plötzlich war da jemand, der mir Fragen stellte. Ich sah mich um - und fast wäre ich in Ohnmacht gefallen. „Du bist Tot!" dachte ich.

Ich schwebt in einem Meer aus Wolken. Wie saubere Watte sahen sie aus.

Die mich da fragten, waren Kinder, Kinder mit Auswüchsen auf

dem Rücken, die äußerst verdächtig nach Flügeln aussahen. ICH BIN TOT! Ich muß im Himmel sein, dachte ich. Blöde Überlegung, warum sonst konnte ich auf Wolken stehen und mit Engeln reden? Aber warum fragen sie mich etwas?

Bis dahin hatte ich mir selbst keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt, aber als ich an mir herabsah traf mich abermals fast der Schlag. Mit einem Mal bekamen die Fragen der Kinder einen Sinn.

Meine Füße steckten in feinen Lederstiefeln, die Beine in einer weiten, roten Hose, und der Rest, soweit ich mich selbst betrachten konnte, in einem roten, mit Hermelin abgesetzten Mantel. Das für mich Erstaunlichste aber waren die weißen Haare, die auf meiner Brust baumelten, wenn ich an mir herabsah. Ich hatte das unbändige Gefühl daß diese Haare, die offensichtlich meinem Gesicht entsprangen, mich kitzeln müßten. Wie um sicherzugehen, strich ich mir mit der Hand über den Bart und vollführte damit genau eine Geste, die ich von einem Weihnachtsmann erwartet hätte.

Ich hüstelte verlegen. Dabei mußte ich feststellen, daß nicht einmal mehr meine Stimme dem gewohnten Klang entsprach. Sie war plötzlich dunkler und voller geworden und ich mußte mich sehr zusammennehmen um nicht „Draus' vom Walde komm ich her, und ich muß Euch sagen, es weihnachtet sehr!" zu rezitieren.

Etwas Kaltes, Feuchtes drückte sich gegen meine Hand.

Aber die Engelein ließen mir keine Zeit weitere Beobachtungen anzustellen. „Erzähl uns eine Geschichte!" sagte das eine, „Mußt Du nicht bald wieder los?" fragte das andere.

Ich hatte das Gefühl, daß ich etwas zu meinen Gunsten unternehmen mußte. „Könnt Ihr mir sagen, was man von mir erwartet? Ich erlebe das zum ersten Mal!"

Schlagartig hatte ich die Aufmerksamkeit aller Engelein auf mich gezogen. „Ähem, ich meine könnt Ihr mir weiterhelfen? ... Eben

war ich noch in der Stadt und hörte einem Straßenmusikanten zu und jetzt bin ich plötzlich hier ... Also ich habe keine Ahnung was passiert ist!“ Ich verstummte. Hundert von Äugelein starrten mich wie das siebte Weltwunder an.

„Ich meine ... hat keiner von Euch eine Ahnung? ... An wen ich mich am Besten wenden könnte, meine ich?“

Stille. Kein Engelein rührte sich mehr.

Mir wurde mulmig zu Mute. Was sollte ich tun?

Plötzlich spürte ich abermals daß sich etwas Feuchtes, Kaltes an meine Hand schmiegte. Ich drehte mich um. Da stand ein Schlitten. Und vor den Schlitten waren acht Rentiere gespannt. Das Leittier stubste mich mit seiner Schnauze.

Allmählich begann ich zu glauben, daß ich der Weihnachtsmann sei - oder zumindest sein müsse. Vielleicht war ich schon immer der Weihnachtsmann gewesen und hatte es nur vergessen - und mein Leben bis hierhin nur geträumt - wie Weihnachtsmänner eben träumen ... Nein. Nein und nochmals nein, das war nicht des Rätsels Lösung.

Langsam schienen sich einige Engelein von dem Schreck zu erholen, den ich Ihnen versetzt hatte. „Wer bist Du dann?“ fragte eines.

„Ich bin ein normaler Mensch!“ Und fast hätte ich „Wie Du und ich!“ hinzugefügt.

„Wie kommst Du dann hierher?“ fragte ein anderes.

„Das will ich ja eben von Euch erfahren!“

„Laßt uns Petrus fragen, der kennt sich mit so etwas aus!“ rief ein Engelein, das etwas weiter weg stand.

„Ja!“ riefen einige und „Petrus wird schon wissen was das zu bedeuten hat!“

Da ich keine Ahnung hatte, wie es weitergehen würde ging ich zum Schlitten. Überrascht stellte ich fest, daß ich einen gewaltigen Sack die ganze Zeit auf dem Rücken trug und nichts davon bemerkt hatte. Ich warf ihn über die Schulter auf den Schlitten und setzte mich selbst auf den Kutschbock. Nun fühlte ich mich eher einer Begegnung mit Petrus gewappnet.

Und er ließ auch nicht lange auf sich warten.

Er war ein würdevoller älterer Mann mit weißem Bart in einem weiten weißen Gewand. Überhaupt war ein reinliches Weiß hier die dominierende Farbe.

„So, so, du weißt also nicht wer Du bist!" sagte er, als er vor dem Schlitten anlangte.

„Nun, dann will ich dir ein wenig erklären um was es geht.

Unser guter alter Weihnachtsmann hat seit 500 Jahren kein freies Weihnachten mehr gehabt und nun steht ihm wieder ein Urlaubsjahr zu, wie alle fünfhundert Jahre. Und wie üblich wählt er seine Urlaubsvertretung unter den Menschen.

Was allerdings ein wenig ungewöhnlich ist, normalerweise begleitet ihn dieser Mensch ein Jahr vorher, damit er auch dann ja nichts falsch macht. Diese Jahr allerdings gab es ein Unglück und der gute Mann, der die Urlaubsvertretung übernehmen sollte ist kurzfristig verstorben. Und nun brauchte der Weihnachtsmann eine Vertretung für die Vertretung. Seine Urlaubspläne waren schon zu weit gediehen, als daß er noch hätte umdisponieren könne - eine Kreuzfahrt auf der Milchstraße - und so bat er mich, der Vertretung der Vertretung des Weihnachtsmannes - also Dir - einen Führer an die Seite zu Stellen, auf daß die Kinder trotzdem Weihnachten feiern können und Du nicht all zu viel falsch machen würdest.

Und genau das werde ich tun."

Ich war, das ist sicherlich nachvollziehbar, durch diese Darlegung ein wenig verstört. Ich sollte die Vertretung der Vertretung des

Weihnachtsmannes dieses Jahr sein?

Was für ein verrückter Gedanke - aber auch nicht verrückter als einem Straßenmusiker zu lauschen und sich als Weihnachtsmann im Himmel wieder zu finden.

Irgendwie verselbständigte sich das Geschehen um mich herum. Die Engelein packten, unter der Anleitung von Petrus, Geschenke auf meinen Schlitten und in meinen Sack. Andere fütterten und striegelten die Rentiere. Nur ich stand verloren in all dem Gewirr und versuchte die Fassung zu bewahren.

Als die allgemeine Hektik nachließ trat Petrus zu mir und sagte: „Ich werde Dir Schneeflöckchen mitgeben. Sie war schon einige Male mit unterwegs. Sie wird dir zeigen worauf es ankommt. Da ist sie!“

Schneeflöckchen war ein Engelein von geradezu himmlischer Ausstrahlung. Sie sah so unschuldig und rein aus, wie nur Engelein aussehen können - und selbst unter den Engelein war sie immer noch etwas Besonderes!

Mit silberhellem Stimmchen stellte sie sich vor: „Man nennt mich Schneeflöckchen.“

Ich sah mich außerstande zu antworten, daß man mich Weihnachtsmann oder noch schlimmer, die Vertretung der Vertretung des Weihnachtsmannes nennen würde. Statt dessen brummte ich etwas in den für mich neuen Bart und hoffte nicht unhöflich zu wirken.

„Laß uns aufbrechen,“ sagte Schneeflöckchen und Petrus nickte zustimmend.

„Bringt Freude in die Herzen der Menschen und kommt gut wieder!“

Alle Engelein winkten uns zum Abschied. Aber ich wußte nicht was ich zu tun hatte. So kam es, daß die Engelein winkten und winkten und meine, beziehungsweise die Rentiere des Weihnachts-

mannes, immer noch träge herumstanden.

„Du mußt Hoh, vorwärts! sagen," erklärte mir Schneeflöckchen.

Ich versuchte es zunächst etwas zaghaft. Als dies keine Wirkung zeigt sagte ich abermals mit mehr Nachdruck

„Hoh, vorwärts!"

Vom Anzug der Rentiere wurde ich zurück auf den Kutschbock geworfen. Schnell verschwanden Petrus und die winkenden Engelein in den Wolken. Nach einer Weile fragte ich meine Begleiterin wohin wir nun fahren würden.

„Es ist jetzt Heiligabend in Ozeanien. Da werden wir anfangen. Wir werden jedes Haus und jedes Kind besuchen und ihm seine Geschenke bringen."

„Dauert das nicht viel zu lang? Wir können doch nicht alle Kinder an einem Tag beschenken. Es muß doch ein paar Milliarden Kinder geben!"

Schneeflöckchen lachte glockenhell.

„Für uns vergeht die Zeit anders. Für uns wird so lange Heiligabend sein, bis wir alle Kinder beschenkt haben. Erst dann wird die Zeit wieder normal verstreichen."

Das gab mir erst einmal genug Stoff zum Nachdenken. Nach einer Weile fragte ich „Und woher haben wir für all die Kinder die Geschenke?"

„Du hast doch gesehen, wie wir deinen Sack gepackt haben. So lange ein Kind noch kein Geschenk hat, wird der Sack nicht leer werden!"

Ich begann mich in das Unvermeidliche zu fügen. Mich hatte keiner gefragt ob ich die Vertretung für die Vertretung übernehmen wolle und man hatte mir nicht einmal die Möglichkeit gelassen Heiligabend mit meiner Familie zu feiern. Ich war ein wenig

mißgelaunt, hoffte aber andererseits vielen Kindern an diesem Tag eine Freude machen zu können. Das wäre zumindest ein gewisser Ausgleich.

Das mit meiner Familie betraf mich weit mehr, als ich je geglaubt hätte. Ich vermißte plötzlich Anja und ihre vertrocknete Gans, Mutter und ihre eisigen Kommentare, Fred und sein nervöses Hantieren beim Gans-Anschneiden, weil er wieder zum Fernseher will, und schließlich vermißte ich Miriam und Bernhard mit ihrer voreiligen Neugier, die vielleicht doch nur so etwas wie Vorfreude auf das Fest war.

Alles in allem hatte ich eine eigenartige, aber doch liebenswerte Familie.

Wenig später wurde ich aus meinen Gedanken gerissen, als der Schlitten die Wolkendecke durchstieß und sich unter uns der unendliche Ozean auftat. Ich glaubt ins Bodenlose, beziehungsweise in eben jenen Ozean fallen zu müssen, aber die Rentiere liefen so sicher, als wenn sie feste Erde unter den Hufen gehabt hätten.

„Wir werden auf den Fidschiinseln beginnen." sagte Schneeflöckchen.

Hier war es so warm, so daß Schneeflöckchens Name völlig unangebracht schien. Kurze Zeit später kam die erste Insel in Sicht. Ein Atoll, kaum größer als ein Fußballfeld.

„Dort wohnen zirka zwanzig Menschen und darunter 7 Kinder" erklärte mir meine Begleiterin.

„Was muß ich tun, wenn wir dort sind?" „Ganz einfach. Wir landen, Du nimmst den Sack vom Schlitten, gehst in jedes Haus und gibst jedem Kind ein Geschenk aus dem Sack."

„Woher weiß ich denn welches Geschenk für welches Kind ist?" „Überlaß das nur dem Sack. Er weiß worauf es ankommt."

„Und muß ich eher grimmig oder freundlich sein?" „Der Weih-

nachtsmann ist immer freundlich!“ sagte sie ganz leicht entrüstet.

Mir wurde langsam warm unter meinem Mantel und unter diesem Bart. Ein wenig bequemere Arbeitskleidung hätte sicherlich nicht geschadet. Aber Schneeflöckchens Lachen war Balsam für meine verwirrte Seele.

Dann war aber alles viel einfacher als ich es mir gedacht hatte. In jedem Haus, das ich betrat, warteten ein oder mehrere Kinder auf mich. Manche sagten für mich eigentümlich klingende Gedichte auf und ich hörte ruhig zu. Daß ich ihre Sprache verstand, war nur eines von so vielen Wundern, so daß es mich eigentlich nicht weiter überraschte. Dann gab ich ihnen ihre Geschenke aus dem Sack - und ich muß sagen, der Sack verstand sein Handwerk.

Jedes Kind schien genau das von mir zu bekommen, was es sich gewünscht hatte. Die Spannweite ging von einer Angel bis hin zu einer Video-Spielekonsole. (Der Fortschritt war also auch schon in Ozeanien angekommen ...)

Tausende von Inseln und Millionen oder Milliarden Kinder später, kamen wir nach Indien und ich mußte mich wundern mit was für einfachen Dingen die Kinder hier glücklich waren. Ein Mädchen, herausgeputzt wie eine Hindu-Göttin, wünschte sich einen hölzernen Löffel und war völlig aus dem Häuschen, als der Sack ihr diesen Wunsch erfüllte. Auf meine Frage, wozu sie sich denn den Löffel gewünscht hatte, erklärte sie, daß sie zu arm seien um sich Besteck leisten zu können. Sie aber wolle später einmal besser leben und deshalb wollte sie mit dem Löffel üben. Die Eltern waren sehr beschämt durch dieser Erklärung. Ich fragte sie, - ich weiß, ich bin neugierig, - weshalb die Tochter dann so herausgeputzt sei. Scheinbar hat jede Familie, wenn möglich, so gute Gewänder um solch hohe Gäste wie mich zu ehren. Die Kleidung der Kleinen mußte den Vater einen ganzen Jahreslohn gekostet haben. Jetzt sah ich auch, daß die Kleidungsstücke schon oft getragen, aber kunstvoll wieder hergerichtet waren. Sie mußten schon sehr lange im Familienbesitz sein. Ich verabschiedete mich

mit den besten Segenswünschen und kehrte zu meinem Schlitten zurück.

Wir kamen natürlich auch in mehr als nur eine Krisenzone, in der selbst an Weihnachten die Waffen nicht schweigen wollte, aber auch hier durfte der Weihnachtsmann nicht ausbleiben. In Bosnien bescherte ich vielen Kindern in Luftschutzbunkern ihr persönliches Weihnachten. Es gab auch schwer verwundete Kinder, die Arme oder Beine verloren hatten, die lebenslänglich mit den Malen dieses Krieges leben mußten, aber auch diese freuten sich über Puppen und anderes Spielzeug. Ein kleiner Junge, dem beide Arme hatten amputiert werden müssen, freute sich so über die Trompete, die er sich gewünscht hatte, daß mir die Pfleger einen strengen Verweis erteilten. Ich dürfe den Jungen nicht so aufregen. Ich hoffe, daß meine Segenswünsche diesen Kindern ein wenig helfen werden.

Daß es so viel Leid in der Welt gab, während wir es in Deutschland doch so behaglich sicher haben, war mir nie bewußt gewesen. Oh natürlich, ich war informiert - durch Zeitungen, Fernsehen und Radio. Aber es war etwas ganz anderes diese Dinge zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken - sie selbst hautnah zu erleben.

In Ruanda schenkte ich einem fünfjährigen Jungen eine Schale Reis. Er war zu schwach den Reis zu kauen oder auch nur vorgekaut zu schlucken ... Er starb mit einem Lächeln auf den Lippen. Sein Traum von einer Schüssel Reis war noch in Erfüllung gegangen. Ich bedauerte, daß nicht das ganze Jahr Heiligabend war, auf daß ich jeden Tag Nahrung hätte bringen können.

Ich glaube, ich habe gelernt, daß, so groß das Leid auch ist, die Menschen etwas kennen, was ihnen große Freude bereiten kann, zumindest die Kinder.

Schneeflöckchen war meine treue Begleiterin. Wann immer mir der Mut sank, richtete sie mich auf und wies mich darauf hin, daß all jenen Kindern das Himmelreich sicher sein würde und daß ich nicht um sie zu trauern brauchte.

Inzwischen konnte ich darin einen gewissen Trost finden. Hatte ich nicht selbst den Himmel erlebt?

Wir kamen auch nach Deutschland. Und in meine Heimatstadt und natürlich auch zu meiner Familie. Ich fragte mich unwillkürlich, warum mir in all den Jahren nie der Weihnachtsmann begegnete und warum ich mich an ihn aus meiner Kindheit nicht erinnern konnte.

Der Weihnachtsmann ist nur für Kinder wirklich präsent, sagte Schneeflöckchen, als ich sie danach fragte. Wenn Kinder älter werden, verblaßt die Erinnerung an ihn und als Erwachsener hat man ihn so weit verdrängt, daß man ihn nicht mehr erkennt. Sie denken sogar, die Geschenke, die Du bringst, seien ihre Geschenke gewesen!

Ich hatte schon ein wenig Angst vor der Begegnung mit Bernhard und Miriam. Angst erkannt zu werden, Angst, daß ausgerechnet sie Schwierigkeiten machen würden. Bei der eigenen Familie war alles eben etwas anderes.

Das Appartement meiner Schwester und meines Schwagers kam immer näher und schließlich stand ich auf ihrer Schwelle. Ich war mir fast sicher, daß sie mich erkennen mußten und alles nur für einen Scherz halten würden. Darum bat ich Schneeflöckchen mitzukommen. Sie war mehr als einmal bei einer Bescherung dabeigewesen, aber vor allen Dingen dann, wenn es viele Kinder waren und sie mir beim Auspacken helfen mußte. Sie erklärte sich einverstanden.

Auf mein Klopfen öffnete meine Schwester die Tür und begrüßte uns wie alte Bekannte. Mit keinem Zeichen gab sie zu erkennen, daß sie mich erkannt hätte. Auch mein Schwager und meine Mutter begrüßten uns freundlich und führten uns ins Wohnzimmer. Alles war so friedlich, wie ich es nie erlebt hatte. Für mich war Weihnachten immer nur ein unsäglicher Zustand, aber kein Fest gewesen. Heute dagegen sah ich zwei artige Kinder, die sich äußerst über ihre Geschenke freuten: Miriam hatte ein Barbie-Haus bekommen und Bernhard ein Super-Nintendo-Set. Eigen-

artig, dachte ich, genau das, was ich ihnen schenken wollte. Im Hinausgehen fiel mir ein älterer Man in einer dunklen Ecke des Zimmers auf, der mich aufs Genaueste musterte. Schneeflöckchen trieb mich jedoch zur Eile, so daß ich der Sache nicht mehr auf den Grund gehen konnte.

Sie schien es sehr eilig zu haben, obwohl uns doch alle Zeit der Welt zur Verfügung stand, wie sie selbst gesagt hatte.

Als wir den Erdball umrundet hatten, die letzten Kinder in der Südsee waren ebenso erfreut über ihre Geschenke wie ihre Geschwister in der ganzen Welt, spürte ich daß sich meine Zeit als Weihnachtsmann, beziehungsweise als Vertretung der Vertretung des Weihnachtsmannes, dem Ende entgegen neigte. Der Sack schien bis zum letzten Kind so prall gefüllt wie zu Anfang und bis zum letzten Kind machte er seine Sache hervorragend. Ebenso wie meine Rentiere. Unermüdlich zogen sie uns kreuz und quer rund um die Welt.

Als das letzte Geschenk den Sack verließ, fiel dieser in sich zusammen und war nur noch ein leerer Sack aus grobem Leinen. Ich warf ihn auf den Schlitten und sprang auf den Kutschbock. Inzwischen hatte ich natürlich den Bogen raus, wie man mit dem Schlitten und seinen Zugtieren umgehen mußte und deshalb setzten wir uns ohne ein Rucken in Bewegung. Immer weiter gewann der Schlitten an Höhe und schließlich verschwanden wir in den Wolken.

Als wir auf der anderen Seite anlangten, wurden wir von Engelein umringt und Petrus sagte lächelnd:

„Nun, es ist Zeit für Dich in Deine Welt und in Deine Zeit zurückzukehren. Du hast Deine Arbeit gut gemacht und künftige Vertreter des Weihnachtsmannes werden sich an Deiner Ausdauer und Freundlichkeit messen müssen. Einstweilen aber danken wir Dir, auch im Namen des Weihnachtsmannes.

Er hat mir noch ein ganz spezielles Geschenk für Dich gegeben und gesagt, du würdest verstehen!“ Petrus reichte mir einen Knopf

- meinen Knopf! Und dann griff er noch einmal in den leeren Sack auf dem Schlitten und holte meinen Mantel hervor! Alle Knöpfe waren fest und auch die Säume und Taschen waren in Ordnung gebracht. Lächelnd gab er mir den Mantel und meinte, dies sei mein Andenken.

Mit einem letzten Blick sah ich mir die Engelein zuwinken und Schneeflöckchen mir einen Handkuß zuwerfen, dann schwanden mir die Sinne.

3. Teil Besonderes Fest

Der Schwarze mit seinem Saxophon spielte immer noch, als ich den Kopf wieder hob. Alles war unverändert und ich befürchtete übergeschnappt zu sein, dann fiel mir auf, daß ich nicht mehr meine abgewetzten Trenchcoat sondern darüber meinen warmen Wintermantel mit allen Knöpfen trug. Verwundert und erleichtert ging ich zu dem Mann und dankte ihm. Ich glaube er hielt mich für übergeschnappt, aber die hundert Mark, die ich ihm in die Tasche schob hat er nicht abgelehnt.

Auf dem Weg nach Hause spürte ich plötzlich die freudige Erwartung all der Kinder auf das Fest. In ihren Träumen bewegten sie die Sachen, die ich ihnen gebracht hatte ... oder bringen würde? Wie war das nun? Würde ich es sein, der da an Heiligabend kommen würde?

Die Tage bis Heiligabend verbrachte ich in gespannte Erwartung. Viel zu früh traf ich an Heiligabend bei meiner Schwester ein. Sie war so erstaunt, daß sie die Gans rechtzeitig aus dem Ofen nahm. Mein Schwager setzte sich mit mir ins Wohnzimmer und erzählte mir von seinen Hoffnungen und Sorgen. Er erklärte, daß er immer das Gefühl gehabt habe, daß ich mich nicht oder kaum für seine Angelegenheiten interessieren würde. Meine Mutter saß staunend dabei und vergaß darüber meine Schwester mit ihren Sticheleien aus der Kochroutine zu bringen. Miriam und Bernhard spielten im Kinderzimmer. Ich besuchte sie und mußte feststel-

len, daß sie der Bescherung regelrecht entgegenfieberten. Indem ich ihnen meine Geschichte erzählte, natürlich ohne zu sagen, daß ich jener Mann war, beschäftigte ich sie bis Anja zum Essen rief.

Auch das Mahl verlief ohne Zwischenfall!

Als es Zeit wurde, zog ich mich in eine dunkle Ecke des Wohnzimmers zurück um das Geschehen aus der Distanz zu beobachten. Jetzt verstand ich, warum Schneeflöckchen es so eilig gehabt hatte. Sie wollte verhindern, daß ich mir selbst begegnete.

Als es klopfte, rannten alle zur Wohnungstüre. Draußen stand ich oder besser, mein Weihnachtsmann-Ich und zögerte, als man ihn hereinbat. Er wurde von einem Christkind begleitet.

Alle zusammen kamen ins Wohnzimmer und unterm Weihnachtsbaum holte mein Weihnachtsmann-Ich die Geschenke für Miri und Bert aus seinem Sack. Ein Barbie-Haus für Miri und ein Super-Nintendo-Set für Bert. Diesmal hatte ich mehr Zeit mir Gedanken zu machen. Möglicherweise, ging mir durch den Kopf, war in uns Erwachsenen ein kleines bißchen vom Weihnachtsmann geblieben.

Mein Weihnachtsmann-Ich verabschiedete sich und entdeckte mich in meiner Ecke. Er zögerte, aber das Christkind zupfte an seinem Ärmel und erinnerte ihn an seine Pflicht. Noch Millionen Kinder dort draußen warteten auf ihre Bescherung.

Vielleicht war dies ein Tag, den man nicht vergessen sollte - egal wie es vor einer Woche anfing.

Und meinen Knopf, den habe ich nun wieder.

Februar 1996

Eine kurze und recht absurde Geschichte über die Wunder des Alltags, an welchen wir achtlos vorbeigehen, weil wir sie nicht erkennen. Man braucht die klare Sicht eines Kindes, um zu begreifen, worin die Geheimnisse liegen. Und gelegentlich ist das Kind älter als man denkt.

Das Geheimnis des Universums

Franz-Xaver Maibaum war ein schwerfälliger Mann.

Nicht daß er beleibt gewesen wäre, nein, er war nur nicht ganz so schnell in seinem quadratischen Kopf. Der Rest seines Körpers war so zierlich wie der einer Ballerina. Wenn seine Freunde ihn necken wollten, riefen sie:

„Franz-Xaver, was denkst Du? Sinnierst Du über die Verteilung von Quanten in einem Kristallgitter oder löst Du gerade eine Gleichung mit zwölf Unbekannten?"

Menschen können grausam sein.

Franz-Xaver aber drehte sich dann nur um und sah sie groß an.

„Es gibt keine Quanten und warum soll ich zwölf Unbekannte in einer Gleichung lösen, wenn mir eine genügt?"

Man fragt sich unwillkürlich, wie Franz-Xaver zu solch tiefgreifenden Erkenntnissen gelangen konnte. Seine Freunde glaubten, daß Franz-Xaver sie nicht verstand und in seiner langsamen Art nur versuchte, nicht dumm zu wirken, aber in Wirklichkeit irrten sie sich alle.

Franz-Xaver war ein Genie.

Nein, kein Genie im konventionellen Sinne. Er konnte keine Glei-

chung mit zwölf Unbekannten auf dem Klo in einer Minute lösen oder die Verteilung von Quanten in einem Kristallgitter, anhand der Verteilung seiner Müsliflocken im Frühstück bestimmen. Nein sein Genius lag wo ganz anders.

Franz-Xaver konnte träumen. In diesen Träumen waren seine Gedanken glasklar und lichtschnell. Er beschäftigte sich mit der Philosophie und der Ethik der Kunst, mit soziologischen Problemstellungen und elementaren Fragen der Anthropologie. Sein Verstand umfaßte die ganze Menschheit.

Aber für seine Freunde und die restliche Welt war er Franz-Xaver, der Langsame.

Irgendeine kosmische Ungerechtigkeit hatte diesen brillanten Geist einen Körper verliehen, aus dem heraus er sich nicht mitteilen konnte. Er war stimmlos. Seine Appelle an die Menschheit verhallten in seinem eigenen Geist. Und hätte er einmal einen Weg gefunden, irgend einem Freund von seinen Erkenntnissen zu berichten, der Freund hätte gelächelt und ihm über den viel zu großen Kopf gestreichelt und gesagt:

„Du hast Recht Franz-Xaver, die Welt ist ungerecht!“

Eines Tages saß Franz-Xaver auf einer Parkbank und fütterte die Tauben, als sich ein alter Mann neben ihn setzte. Der Mann stank fürchterlich nach Schnaps. Franz-Xaver sah ihn mit großen Augen an. Der Mann zog eine in Papier geschlagene Flasche aus der Manteltasche und genehmigte sich einen tiefen Schluck. Dann rülpste er. Franz-Xaver beobachtete ihn mit offenem Mund.

„Bist Du ein Penner?“

Der alte Mann sah ihn aus blutunterlaufenen Augen an. Mit einer Hand wischte er sich die letzten Tropfen billigen Fusel aus dem Bart, mit der anderen verstaute er die Flasche wieder an ihrem Platz.

„Sieht man das?“

Verwirrt und hilflos sah Franz-Xaver sich um.

„Ich dachte, weil Du hier auf der Parkbank aus einer Flasche Schnaps trinkst und ... und weil Du so viele Dinge angezogen hast ...“

„Du hast ja recht mein Sohn! Ich bin ein Penner - oder Obdachloser, wie wir das lieber nennen.“

„Aber warum hast Du kein ‚Obdach‘?“

„Das is‘ eine lange Geschichte, weißt Du.“

„Erzähl sie mir. Ich liebe Geschichten.“

„Na gut, ich will, es Dir erzählen.“ Damit lehnte sich der Mann zurück und breitete seine Arme über die Lehne der Parkbank. Einen Augenblick lang starrte er wie hilfesuchend in den düsteren Himmel.

„Vor ein paar Jahren war ich noch gut drauf! Ich hatte ein Familie: Frau, Kinder und einen Hund - Du weißt schon. Und ich hatte einen Job. Aber wie‘s nu‘ mal so is‘, plötzlich war alles wech. Zuerst die Frau und damit die Kinder - sie hat ‚nen jüngeren Kerl gefunden, der viel Kohle ran‘geschafft hat - dann der Job, weil ich zu viel gesoffen hab‘ und schließlich die Wohnung, weil man ohne Kohle keine Miete mehr zahlen kann.

Ich muß Dir sagen, das is‘ ‚ne Scheißwelt!“

„Das ist aber eine kurze und sehr traurige Geschichte.“

„Du sagst es.“

Schweigend saßen sie nebeneinander. Der alte Mann starrte in den Himmel und Franz-Xaver betrachtete seine Schuhe. Vor ihnen zankten sich die Tauben um die letzten Brotkrumen.

„Wo schläfst Du?“

„Wenn‘s nich‘ so kalt is‘ im Park auf ´ner Bank und sonst im

Eingang zu einem Kaufhaus. Da bist'de wenigst'ns vor'm Regen sicher. Nur die Bullen kommen manchmal und schleppen uns wech. Dann dürfen wir die Nacht in ‚ner Ausnüchterungszelle verbringen. Am nächsten Morgen schmeiß'n se uns dann wieder raus."

Franz-Xaver überlegte angestrengt. Wenn er das Sofa frei räumen würde ... und vielleicht fand sich auch noch das eine oder andere im Kühlschrank ...

„Möchtest Du heute Nacht bei mir übernachten?"

Der alte Mann sah Franz-Xaver erstaunt an.

„Willst'de mich auf'n Arm nehmen, oder was?"

Franz-Xaver schüttelte den Kopf.

„Ich hab nur ein Sofa, auf dem Du schlafen kannst, aber besser als auf einer Bank ist es."

„Mensch Du meinst's ja wirklich!"

Franz-Xaver packte seine leere Brottüte ein und stand auf.

„Komm mit."

In Franz-Xavers Wohnung sah sich der alte Mann erstaunt um. Wohin man auch sah, alles war voll Schnickschnack - billigem Tand, den man in Souvenierläden für teures Geld erstehen konnte. Ein pinker Eifelturm mit Beleuchtung, Puppen von Schwarzwaldmädchen, ein Meter großer Berliner Bär und dazwischen unzählige Postkarten aus aller Welt. Franz-Xaver ging in eine Ecke und schaltete eine jener, in den siebziger Jahren beliebten, Fadenlampen ein. So ein Ding, bei dem das Licht über unzählige Glasfasern geleitet wurde und das nur einen dumpfen Schimmer produzieren konnte. In einer anderen Ecke stand eine leuchtende, gläserne Freiheitsstaue, ansonsten war es recht dunkel. Der alte Mann ließ seinen Rucksack zu Boden sinken, während Franz-Xaver das Sofa von unzähligen Plüschtieren freiräumte. Dann schob er einen

Wohnzimmertisch davor, den er erst einmal von einem Berg von Zeitschriften befreien mußte.

„Ich hoffe, es gefällt Dir hier!"

Der alte Mann nahm einige Postkarten aus Barbados und Singapur und betrachtete sie eine Weile.

„Bist'de da schon überall gewesen?"

Traurig schüttelte Franz-Xaver den Kopf.

„Nein, aber all meine Freunde schicken mir immer Postkarten oder bringen mir etwas mit, wenn sie verreisen." Dann überlegte er ein wenig.

„Hast Du Hunger?"

„Ich könnte schon noch ‚ne Schtulle vertragen ..."

„Ich geh mal in der Küche schauen, was ich uns richten kann."

Der alte Mann ging durch den kleinen Raum. Selbst die Wände waren von Postkarten gepflastert. Es mußten Hunderte sein. Vorsichtig setzte er sich auf das abgenutzte Sofa. Im matten Licht konnte er nicht alles erkennen, aber wenn er sich nicht sehr irrte, war er in die Wohnung eines höchst eigenartigen Menschen gekommen. Komisch, dachte sich der Alte. Der hat doch einen ganz normalen Eindruck auf Dich gemacht.

Kurze Zeit später kam Franz-Xaver mit zwei Tellern zurück. Darauf waren kunstvoll drapiert Dosenwürstchen, Brot, Mixed-Pickels und ein bißchen Käse.

„Ich hol uns noch ein Bier."

Für den alten Mann war es ein Festmahl. Seit er das letzte Mal in der Bahnhofsmission ein Mittagessen bekam, hatte er nicht mehr so gut gegessen.

Juli 1996

Diese Geschichte ist eigentlich ein Brief - und doch auch wieder nicht. Sie stellt für mich den ersten Versuch dar, auf eine andere Art und Weise Gefühle mit Worten zu beschreiben. Sie lebt von der Andeutung und dem Mitempfinden des Lesers. Sie ist ein berauschender Liebesbrief und eine Momentaufnahme meines Lebens. Im Grunde fehlen mir jedoch die rechten Worte, es zu beschreiben.

Eine Liebeserklärung

Worthülsen webend stolpere ich über die Signale Deiner Wünsche. Wenig Mut um zu Erkunden. Die ganze Wahrnehmung auf den Punkt zwischen Deinen Augen konzentriert. Was denkt dieser süße Kopf? Hoffen und Bangen belegen meine Zunge. Soll ich ...? Lieber nicht - vielleicht ist alles doch ganz anders. Oh Gott, warum?

Und dann - der nichtige Kommentar eines Bekannten: „Seit wann seid Ihr zusammen ... Oder ist die Dame noch zu haben?“ Meine Gedanken rasen. Was kann man, wie, dazu sagen? Ich verfluche den Frager innerlich und entgegne konsterniert, daß er sie selbst fragen solle, was er aber dann doch lieber sein läßt. Keine Antwort auf die man stolz sein könnte.

Der Abend verstreicht. Außer freundlichen oder gar freundschaftlichen Worten und Deiner ungeteilten Aufmerksamkeit erhalte ich keine Anworten auf meine drängenden Fragen.

„Schöne Dame, darf ich‘s wagen Ihnen Arm und Geleit anzutragen?“ Es gab Zeiten, in welchen Schritte die mir vorschweben, leichter gefallen wären.

Ein anderer Freund will mich zum Tanz mit Dir drängen und ich verstecke mich hinter Ausflüchten. Deine Haare kräuseln sich und ich zwinge meine Hände an etwas anderes zu denken.

Als ich Dich am Morgen fragte, ob Du mich begleiten würdest, dachte ich, daß mein Herz vor Glück zerspringen würde. Hatte ich Dich doch richtig verstanden?

Aber dann ... im Auto, eine Fahrt, bei der ich überhaupt nicht mehr weiß ob das alles so richtig war. Immer mehr sehnten sich Herz und Hand.

Ich erzähle viel und denke doch nur darüber nach, wie ich es beginnen könnte.

Dann sprechen die Sterne zu mir: „Was hast Du schon zu verlieren?" Ich danke den Sternen. Sie haben sich für diese Nacht in ihr schönstes Kleid geworfen und der sanfte Hauch der Milchstraße streift die Erde.

Ob Du mit mir diese Pracht bewundern willst? Deine Antwort ist so klar und ich denke nur noch: „Das ist es!" Wieder überkommen mich Zweifel. Nicht, daß ich ein noch unfertiges Gefühl zerstöre. Meiner Gefühle sicher, kann ich die Deinen nur erahnen. Wieder reden wir und meine Verzweiflung wächst. Ich will Dich in meine Arme schließen und Dich nahe bei mir spüren. Du fröstelst und ich spüre ein Zeichen von Dir, aber noch habe ich nicht den Mut meine Angst vor Zurückweisung zu überwinden.

Aber auf wundersame Weise oder vielleicht weil Du merkst, daß ich zögere, erschrickst Du vor den Geräuschen der Nacht. Ist das nur ein Signal deiner Empfindungen? Ich lege meinen Arm um Dich, spüre deine Wärme und dein Zittern. Die Nacht ist kühl geworden - trotz Jacke. Eine Welle von Gefühlen spült meine Zweifel in Vergessenheit. Die Hände überwinden die Taubheit ihrer Zurückhaltung. In einer einzigen Sekunde ändert sich alles. Ich will Dich halten und nicht wieder loslassen. Ach wie gut tut dieses Strömen. Ungläubig versuche ich in der Dunkelheit einen Blick von Dir zu erhaschen. Aber auch Du schmiegst Dich an mich und mein Herz rast. Es ist wahr! Ich danke Euch, ihr Sterne.

Ich will Dir so viel geben! Ich will Dir meine Gefühle schenken,

Dich umkosen und Dir nah sein. Ich will der Begehrlichkeit folgen und im Genuß der Sinne versinken. Ein Lachen von Dir will ich trinken und auf einer Woge von Zärtlichkeit in Deinen Armen versinken. Laß mich Dich erfühlen. Ich will ein Bild Deiner Wahrhaftigkeit in meinen Gedanken malen. Kein Platz mehr für all die Unsicherheiten, die den Weg so lang machten. Und doch - ein kleiner Zweifel frißt sich mitten in meine Stirn. Hoffentlich denkst Du nicht, daß ich nur das schnelle Abenteuer suche.

Im Moment jedoch verdrängt Deine Nähe all dies. Sie tut mir einfach wohl. Die zarte und bestimmte Art, das gefühlvolle Verstehen, das wonnige Kennenlernen. Zaghaft, fast nur ein Hauch - der erste Kuß. Ich will diesen Moment in Bronze gießen um ihn für die Zukunft zu erhalten. Deine Bewegungen sind sanft und Deine Haut weich wie Samt. Meine Finger ertasten sich ihren Weg über Stirn und Wangen, verweilen am Hals, berühren Kinn und Mund. Deine Haare zwirbeln sich um meine Finger, wie wenn sie sie nie mehr gehen lassen wollten. Dein Herz schlägt meines in seinen Bann. Und diese Lippen. Sehnsüchtig wandern sie und forschen drängend. Es dauert eine Weile bis sich unser Lippen finden. Ein unendlich zartes Berühren, dann ein Bewegen und schließlich ein sachtes Erkunden.

Ich will nicht fort, aber die Nacht wird kalt. Der Weg zu den anderen Feiernden wird ein von vielen Liebkosungen unterbrochenes, sich in den Armen liegen.

Ich möchte noch viel mehr von Dir entdecken. Dafür nehme ich auch das enge, warme Dunkel des Autos in Kauf.

Ich weiß nicht was Du denkst als ich Dich frage, ob wir uns ins Auto zurückziehen sollen, aber ich fühle Deine Hemmung. Keine Angst möchte ich Dir zuflüstern, aber tue es doch nicht.

Vom Hochzeitspaar verabschieden wir uns hastig, gar zu hastig, denn die Leidenschaft drängt mich. Hier kann ich Dir endlich wieder in die tiefen Augen schauen und erkenne eine lachende Freude, aber auch eine sanfte Vorsicht. Glaube mir, ich will nichts, was Du nicht bereit bist zu geben! Aber der Satz kommt nicht

über meine Lippen.

Dann, im Auto holen mich die gesellschaftlichen Regeln wieder ein. Ich zwinge mich, mit Dir von diesem Ort fortzufahren, um Dich heimzubringen. Wieder will ich Dir alles erklären, daß ich Dich nur in aller Ruhe und nicht direkt vor der Tür der Feier erkunden möchte und daß ich nichts lieber tun würde als in Deinen Armen zu versinken, aber all dies sage ich nicht. Wir reden über Musik und dies und jenes. Deine Hand ruht auf meinem Oberschenkel. Ab und zu muß ich die Hand küssen, weil ich sonst glauben würde zu träumen.

Was geht in Deinem süßen Kopf vor, als ich Dich frage, wo wir in aller Stille parken können? Nein, Du Engel meiner Wünsche, nicht um Dinge zu tun, die Du nicht willst... Aber auch diesmal hoffe ich nur, daß Du meine Ehrlichkeit spürst. Ich fürchte nichts mehr, als daß Du Angst hast.

Doch dann, der Platz ist abgeschieden und ruhig, fühle ich, daß Du für ein Erkunden bereit bist - oder täusche ich mich?

Ohne die Jacke entdecke ich Dein entzückendes Dekoltée. Meine Hände und Lippen schmecken das Salz auf Deiner Haut.

Ich träume Dein Parfum. Die Welt ist plötzlich das Innere meines Autos, oder nein, die Welt sind nur noch Du und ich. Wenn doch nur ein Auto mehr Bequemlichkeit beim Küssen und Kosen bieten würde. Ich träume und genieße es zu träumen. Dein Körper ist eine Landschaft mit Hügeln und Täler. Ich wandere durch diese Landschaft und versuche sie mir einzuprägen.

Manche geheimnisvolle Gegenden betrachte ich aus der Ferne und genieße sie schweigend. Andere, bewegtere Gegenden, verführerisch winkend, laden zum Verweilen. Es ist ein Genuß und eine Freude. Du scheinst ebensoviel Spaß zu haben und ich fange an zu glauben, daß dies göttliche Gefühl, gemeinsam sich zu erfreuen, der Gipfel des Seins sein muß.

Ich liebe diese Auen und Almen und kann mich von ihrem Anblick

kaum losreißen. Durch Finger und Lippen, durch meinen ganzen Körper versuche ich dieses Kunstwerk zu erfassen, seine Vollkommenheit zu erahnen. Ich weiß, ich bin verliebt. Und ich fühle mich unendlich geborgen. Die Strähne, die meine Hand umspielt, bindet mich und läßt mich näher gehen und die Gesamtheit erfassen. Ein warmes, weiches Wesen voll Sanftheit berührt mein Selbst und läßt mich erschauern. Ich bin in Dir gefangen, ohne Gitterstäbe und Ketten, nur der freie Wille verbindet. Die sanfte Wölbung Deines Bauches vibriert unter meiner Hand. Ich spüre die warme Lebendigkeit und frohlocke über die Wonne die es bringt Dich, zu fühlen. So viel Unentdecktes, so viel, das sich fortwährend ändernd weiterentwickelt. Ich versinke.

Die Zeit verfliegt. Der Morgen mit seiner erschreckenden Klarheit wirft einen sanften Vorboten auf die Welt. Noch schläft diese, aber ich fühle, daß die Zeit gekommen ist. Es zerreißt mir beinahe das Herz, zu wissen daß ich Dich nicht gleich weiter sehen kann. Am liebsten würde ich Dich nicht nach Hause bringen, sondern mit Dir irgendwohin fahren und die restliche Welt Welt sein lassen, aber es geht nicht. Du mußt Dein Leben erfolgreich weiterbringen und ich muß meinen Erfolg weiter suchen. Wir haben beide ein eigenes Leben, das gelebt werden muß. Aber dieser Schmerz ... Wenn Du nicht so nah wärst ... Es kostet mich alle Kraft und Überwindung von Dir zu lassen und Dich vor Deiner Türe abzusetzen.

Noch ein letzter Kuß und die Erkenntnis, daß ich nicht einmal weiß, wann wir uns wiedersehen. Aber so ist es. Unser Leben hat uns wieder eingeholt. Du mußt Deine und ich muß meine Zeit finden. Ich will Dich nicht gehen lassen. Bleibe bei mir, laß uns etwas Verrücktes tun und unserer Welt entfliehen.

Aber diese Welt ist stärker als mein Sehnen. Sie reißt Dich von mir und läßt mir nur die Erinnerung und eine Jacke, die nach Dir duftet.

Singend und pfeifend und unendlich erschöpft fährt mich mein Auto nach Hause.

Heute, ich weiß, daß wir uns vielleicht morgen sehen werden, nehme ich die Jacke und rieche nur noch den Traum von Dir. Es ist nicht einmal eine Woche her, aber von Deinem Duft blieb nur noch eine Erinnerung. Eine einsame Haarnadel und ein vergessenes Feuerzeug - mehr habe ich nicht von Dir. Ab und zu küsse ich das Feuerzeug und hoffe, daß Du etwas davon spürst. Auch die Jacke streichele ich gelegentlich verträumt und denke an den Abend. Es kommt mir vor, wie eine Ewigkeit. Aber immer wenn ich daran denke, brennt in mir eine Leidenschaft, und eine Sehnsucht, daß ich Dir sofort und auf der Stelle nahe sein möchte und ich erinnere mich wieder.

Vielleicht können Dir diese Worte mehr vermitteln als alles was ich sagen kann. Ich bin zutiefst verwirrt, wie schnell und wie heftig ich mich in Dir verfangen habe. Und gelegentlich drehe ich mich um, weil ich glaube Dein Lachen zu hören. Du fehlst mir.

September 1996

Phantastische Geschichten haben mich immer fasziniert. Und so ist es nicht verwunderlich, daß ich das eine oder andere Mal versucht habe, einen derart phantastischen Inhalt in Worte zu fassen. In dieser Geschichte spiele ich mit der „Normalität" des Alltags. Was wäre, wenn dieser Alltag durch etwas völlig Unvorhersehbares erschüttert würde?

Ein ganz normaler Morgen

Nur selten erhalten wir Kunde von solch unwahrscheinlichen Ereignissen wie in diesem Fall. Aber ich will der Reihe nach erzählen:

Vor einigen Jahren lebte in einer großen Stadt ein Mann. Er führte ein ganz normales Leben - er hatte Frau und zwei Kinder und er arbeitete von früh bis spät. Sein liebende Frau versorgte den Haushalt und wartete des Abends auf ihn. Die Kinder sah er nur an den Wochenenden - und selbst da war er nur selten zu Hause. Er lebte und liebte seinen Beruf.

Eines Tages, er hatte gerade das Haus verlassen und war auf dem Weg zur U-Bahn, da klingelte es an der Tür und seine Frau sah aus dem Fenster, wer da am frühen Morgen zu Besuch kam. Vor der Türe stand ein älterer Mann in einem schmuddeligen, langen Mantel. Die Frau fürchtete sich und darum ließ sie die Türe geschlossen. Der alte Mann klingelte noch zwei Mal, dann sah sie, wie er schlürfenden Schrittes weiterzog.

„Sicher war das nur ein Bettler!", dachte die Frau.

Ihr Mann saß in der U-Bahn und laß die Morgen-Zeitung. Um ihn herum warteten die Menschen schweigend auf ihre Station.

Am anderen Ende des Waggons saßen Jugendliche mit einem Kassetten-Recorder. Das Schlagen des Basses dröhnte bis zu ihm herüber. Irritiert sah er in die Richtung. Die Jugendlichen waren mit zerfetzten Jeans und Lederjacken bekleidet. Ihre Haare waren bunt besprüht und standen in alle Himmelsrichtungen ab. Als ein Mädchen seinen Blick bemerkte, machte sie eine obszöne Geste und streckte ihm die Zunge heraus, dann wand sie sich wieder ab.

Der Mann versuchte sich wieder auf seine Zeitung zu konzentrieren, aber immer wieder warf er verstohlene Blicke in Richtung der Jugendlichen. Sie schienen kurz davor zu sein, sich zu prügeln. Das Mädchen schubste einen Jungen von sich, der sich ihr nähern wollte. Ein anderer packte ihn am Kragen und schüttelte ihn heftig. Dabei schrieen alle. Die anderen Fahrgäste rückte immer weiter ab. Schließlich saß der Mann ihnen noch am Nächsten. Die wühlende Masse von Leibern wanderte langsam in seine Richtung. Es wurde ihm unangenehm und er befürchtete, daß ihm etwas geschehen könnte.

Kurz bevor der Pulk ihn erreichte, kam die nächste Haltestelle und schnell entschlossen stieg der Mann aus. Mit ihm lehrte sich das Abteil und nur die Jugendlichen blieben zurück. Viele Andere schafften es, weiter vorne in ein anderes Abteil zu steigen, aber der Mann war viel zu fixiert auf die Jugendlichen, um diese Chance wahrzunehmen. Die Türen schlossen sich und die U-Bahn beschleunigte. Der Mann stand alleine und verlassen auf dem Bahnsteig.

Es war, als würde er aus einer Trance erwachen. Er sah sich um. Vage erinnerte er sich an den Namen der Station, aber er hatte keine Ahnung, wo genau er war. Er beschloß auf die nächste U-Bahn zu warten. Er setzte sich auf eine Bank und zog seine Zeitung hervor. Aber, so sehr er sich auch anstrengte, die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen. Immer noch gingen ihm die Jugendlichen durch den Kopf.Die Zeit verging und der Mann begann sich zu fragen, wann die nächste U-Bahn kommen würde. Unruhig suchte er nach einem Fahrplan, aber er konnte keinen

finden.

Die Lampen begannen plötzlich zu flackern und vergingen. Es war stockfinster in der Station. Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit und er konnte Schemen seiner Umgebung erahnen. Er zitterte vor Angst.

Seine Frau machte den Haushalt. Während die Kinder in der Schule waren, putzte sie und gegen Mittag bereitete sie das Mittagsmahl vor. Heute aber ging ihr dieser Alte nicht mehr aus dem Kopf. Immer wieder sah sie aus dem Fenster und hoffte ihn wieder zu entdecken. Es tat ihr inzwischen leid, daß sie nicht geöffnet hatte. Bestimmte wollte der Mann nur etwas zu essen oder eine kleine Spende. Sie verstand nicht mehr, warum sie am Morgen solche Furcht vor ihm gehabt hatte.

Ihre Wohnung blieb an diesem Morgen unordentlich. Hätte dies ihr Mann gesehen, er hätte sich doch sehr gewundert.

Da es langsam auf Mittag zuging, bemühte sie sich etwas zuzubereiten. Aber ihr passierte ein Mißgeschick nach dem anderen. Die Milch kochte über, die Bratkartoffeln brannten an und ein Kilo Mehl ergoß sich auf den Fußboden. Ehe die Kinder nach Hause kamen hatte die Frau die schlimmsten Schäden beseitigt.

Der Mann irrte durch die Station. Er hatte Angst auf die Gleise hinabzufallen und überfahren zu werden, darum tastete er sich vorsichtig vorwärts.

Es mußte doch einen Ausgang geben. Das Schweigen um ihn herum schien ihn anzuschreien. Ein Fiepen vor ihm durchbrach die Stille und ließ ihn inne halten. Ein leises Trippeln, ein Schweigen, dann wieder das Trippeln von kleinen Beinchen. Ängstlich wich der Mann zurück. Das Trippeln näherte sich ihm! In wilder Angst begann der Mann zu laufen. Der nahe Abgrund war vergessen.

Als die Kinder aus der Schule kamen stand ein leicht angebranntes Essen auf dem Tisch und die Kinder bemerkten, wie geistesabwesend ihre Mutter war. Immer wieder lief sie zum Küchenfenster, zog die Vorhänge beiseite und sah auf die Straße. Aber der alte Mann tauchte nicht wieder auf.

Als die Kinder die Mutter etwas fragten, bekamen sie keine Antwort.

Wortlos zog sie einen Mantel an und lief hinaus auf die Straße, entschlossen den alten Mann zu finden.

In seiner wilden Flucht war der Mann unvorsichtig und prallte gegen eine Wand. Ein Schmerz durchzuckte ihn. Der Schmerz kam aus der Mitte seines Gesichtes. Vorsichtig tastete er danach und stöhnte auf. Er fühlte, wie warmes Blut seine Hände benetzte. Die Nase mußte gebrochen sein. Hastig tastete er sich an der Wand entlang. Das Fiepen war nicht mehr zu vernehmen und auch das Trippeln konnte er nicht mehr hören.

Er kam an einer Ecke an. Und wirklich - es hatte den Anschein, als wenn hier Treppen hinauf führen würden. Voller Hoffnung tastete sich der Mann weiter, die Treppe entlang.

Die Frau lief durch die Häuserschluchten. Sie sah wild um sich, aber unter den hunderten Menschen, denen sie begegnete, war keiner, der wie dieser Alte aussah.

Sie lief immer weiter, nur von dem Gedanken beseelt, den Alten zu finden.

An einer Ecke blieb sie stehen. Sie sah die eine Straße hinab und dann die andere. Ich welche Richtung sollte sie weitergehen? Ihr Verstand sagte ihr, daß sie die eine Straße hinunter laufen sollte, aber ein innerer Drang zog sie die andere hinab. Hin und her gerissen folgte sie schließlich dem inneren Drang. Tief in ihr keuchte etwas erschreckt auf.

Die Treppe schien kein Ende zu nehmen. Und heller wurde es auch nicht. Der Mann war außer Atem. Wieder eine Biegung, wieder einige Stufen. Erschöpft lehnte sich der Mann mit dem Rücken an die Wand, die Hände auf die Knie gestützt. Er mußte sich zwingen ruhiger zu atmen.

Die Frau lief und lief. Je weiter sie kam, um so mehr beschleunigte sich ihr Schritt. Sie rannte. Die Straße, die Menschen, die Häuser, die Autos, nichts war mehr real, nur noch der Drang, dorthin zu gelangen.

Menschen sprangen erschreckt aus ihrem Weg, Autos mußten notbremsen um sie nicht zu überfahren. Aber all dies nahm sie nicht wahr. Ihr Atem rasselte und sie fühlte, wie ihre Beine schwer wurden, aber sie lief unvermindert weiter. Sie wußte, sie war ihrem Ziel nahe, was auch immer dieses Ziel sein würde.

Der Mann ging mit schweren Schritten weiter. Die Treppe führte immer weiter nach oben. Ganz entfernt konnte er Straßenlärm hören und dies verlieh ihm neue Kraft. Energisch setzte er einen Fuß vor den anderen, entschlossen, diese Treppe zu bewältigen.

Sie fühlte ihr Ziel. Eine Biegung noch, dann über die Straße und zwischen den losen Brettern des Bauzaunes hindurch...

Vor ihr lagen die Krater einer frischen Baustelle. Wie eine große Wunde lag die Erde geöffnet vor ihr und sie stand am Abgrund. Fünf Meter unter ihr hatte sich Regenwasser gesammelt und bildete tiefe Pfützen. Entlang des Randes der Grube bröckelte Erde hinab. Wie gebannt starrte sie in die Grube. Dies war ihr Ziel.

Der Lärm wurde lauter, aber er veränderte sich. Zuerst glaubte er

Menschen und Autos zu hören, aber jetzt... Irgend jemand ließ Musik laufen und Fetzen von grölendem Geschrei drangen an sein Ohr. Das Dunkel um ihn herum verschlang jede Orientierung. Er lehnte sich an die Wand, den einzig sicheren Halt. Die Geräusche schienen von der Wand weg zu führen.

Sollte er den Geräuschen folgen? Im Dunkel waren keinerlei Konturen zu erkennen und die Stufen zu seiner Rechten führten weiter nach oben. Konnte er hoffen in einer anderen Richtung schneller ans Ziel zu gelangen? Zweifelnd um sich tastend verließ er den sicheren Halt.

Unweit lehnte ein Holzleiter. Sie überwand die Furcht vor der Höhe und kletterte hinab. Es wurde dunkler und die Luft roch nach feuchter Erde. Schon nach wenigen Schritten auf dem Grund waren ihre Schuhe voller Lehm. Sie sah sich um. In einem Winkel konnte sie einen finsteren Spalt erkennen. Sie lief darauf zu, die Pfützen mißachtend.

Er suchte schon eine Weile einen neuen Halt, aber hier schien es weder Stufen, noch eine andere Wand zu geben. Der Boden war glatt und eben. Schlurfend, um den Tritt nicht zu verlieren, tastete er sich vorwärts. Die Lautstärke der Geräusche nahm allmählich zu. Er konnte nun einzelne Stimmen unterscheiden, auch wenn er die Worte nicht verstand.

Sie sah in den Spalt, konnte aber nichts erkennen. Undurchdringliche Dunkelheit erwartete sie, aber der Drang hineinzugehen war stärker als ihre Furcht. Tastend schob sie sich hinein. Fast augenblicklich erweiterte sich der Weg und sie konnte wieder normal gehen. Unsicher sah sie sich ein letztes Mal um. Das Tageslicht schimmerte nur schwach herein und enthüllte nichts.

Er blieb stehen. Ein Rascheln, irgendwo vor ihm, ließ ihn inne halten. Mit rauher, belegter Stimme rief er „Hallo, ist da jemand?“ Das Rascheln endete und auch die noch entfernten Geräusche verstummten mit einem Mal. Es war wieder still. Er hörte seinen eigenen, aufgeregten Atem, sonst nichts.

Kein Licht verirrte sich hierher. Sie mußte weiter, aber es ging nur langsam. Immer wieder stießen ihre tastenden Hände auf harte, kalte Hindernisse. Sie nahm an, daß es Felsen seien. Aber stets führte ein Weg an diesen Hindernissen vorbei. Die Stimme in ihr, die sie zur Eile drängte, war nun lauter und bestimmter geworden. Unmöglich, sich ihr zu entziehen. Sie fühlte, wie der harte Fels ihre Handflächen verletzte und kleine Tropfen Blut zu Boden fielen. Sie wußte nicht mehr wie lange sie hier herumirrte, Sie wußte nicht, ob sie im Kreis lief. Jede Orientierung war verloren.

Er stand ganz still. Was sollte er tun? Weitergehen? Aber in welche Richtung? Noch einmal Rufen? Und warum waren die Geräusche verschwunden, als er rief? Erschöpft ließ er sich zu Boden sinken. Eine unheimlich Müdigkeit übermannte ihn und er hatte das Gefühl, als wenn sein Geist seinen Körper verlassen würde. Er meinte über sich zu schweben und auf die geschundene und zusammengesunkene Gestalt am Boden herab zu schauen.

Plötzlich ging es nicht mehr weiter. Mit einem Fuß stieß sie gegen einen kleinen Stein. Die Hände fühlten vor ihr ein Hindernis und als sie versuchte, daran vorbeizukommen, stieß sie schließlich abermals gegen den kleinen Stein. Verwirrt tastete sie noch einmal alles ab und stellte fest, daß es keinen Ausgang mehr gab. Wie war sie hier hinein gekommen?

Es war unendlich friedlich. Keine Schmerzen, kein hektisches

Atmen und keine Angst. Eine Ruhe lag auf ihm und er gab sich ihr hin.

Sie sank zu Boden und nahm den Stein in die Hand. Er fühlte sich real an. Er war scharfkantig und würde sich als Waffe eignen. Aber eine Waffe wogegen? Alles fühlte sich schwer an: ihre Arme, ihre Beine, sogar ihr Kopf. Erstaunt stellte sie fest, daß der Drang weiterzugehen und die Stimme in ihrem Kopf verschwunden waren. Hier also sollte sie herkommen. Aber wozu? Wie war sie überhaupt hierher gekommen?

„Komm!"

Er hatte keine Ahnung woher diese Stimme kam. Aber sie hatte Gewalt über ihn. Schwerfällig erhob er sich und wand sich in die Richtung, aus welcher er die Stimme zu hören geglaubt hatte.

„Gib Acht!"

Er blieb stehen und tastete um sich. Ja, hier war etwas. Es lag auf dem Boden. Es war weich und als er es vorsichtig berührte, fühlte es sich warm an. Er ging in die Knie, um das Ding besser untersuchen zu können, aber ehe er weiter kam, entdeckte er in der Ferne ein Licht. Es kam auf ihn zu. Langsam konnte er eine Laterne erkennen und eine Gestalt, die sie an einem langen Stab baumelte.

Je näher die Gestalt kam, um so deutlicher wurde sie. Es war ein alter Mann in einem schäbig wirkenden, langen Mantel. Er kam nur langsam vorwärts. Das Licht erhellte nur ihn und einen kleinen Teil des Bodens. Der bestand aus glatt geschliffenen Steinplatten. Wände oder Decke waren nicht zu erkennen.

Als der Alte bei ihm anlangte blieb er stehen und die Gestalt am Boden wurde erkennbar. Ein Mensch, ein Frau lag da. Gekrümmt, das Gesicht zwischen den Armen, die Knie angewinkelt. Er beta-

stete ihre Hände. Sie waren warm. Der ganze Leib der Frau schien ganz leicht zu zittern.

„Wo bin ich?“ fragte der Mann. Der Alte schwieg und starrt hinab auf die Frau. Der Mann versuchte vorsichtig die verkrampften Hände der Frau zu lösen und ihren Kopf zu befreien. Aber so sehr er sich bemühte, die Frau verstärkte nur ihren Druck.

„Was ist mit Ihr?“ Der Alte schwieg weiter und stand nur da. Seine Lampe warf nur einen matten Lichtschein.

Verzweifelt rüttelte der Mann die Frau. Sie schien ihm seltsam vertraut. Ihr Geruch, ihr Haar, die Hände... Mit einem Keuchen fuhr er zurück. Dies war seine Frau! Was hatte sie hier zu suchen? Wie war sie hierher gekommen? Was für eine Rolle spielte dieser Alte?

Behutsam nahm er sie in den Arm und wiegte sie, aber das Zittern wollte nicht aufhören. Den Kopf zwischen den Armen, ließ sie sich widerstandslos von ihm aufsetzen, aber hätte er sie nicht gehalten, sie wäre umgefallen. Mit einem Mal war der Raum von lauter Rock-Musik erfüllt. Es dröhnte und stampfte und der Boden schien zu beben. Sie zitterte stärker.

Geschrei von Menschen war zu vernehmen und plötzlich wußte der Mann, wer da herum schrie. Es waren die Jugendlichen aus der U-Bahn. Die gleiche Musik war aus dem Kassetten-Recorder gedrungen. Es war ohrenbetäubend. Der Alte stieß energisch mit dem Stab, an welchem die Lampe befestigt war, auf den Boden und es war augenblicklich wieder Still. Die Frau wimmerte leise.

„Folgt mir!“ Der Alte wand sich um und ging davon. Der Mann bemühte sich seine Frau auf ihre eigenen Beine zu stellen und ihm zu folgen. Er war entschlossen, das Licht nicht mehr zu verlieren. Aber es war schwierig. Seine Frau hielt nun die Hände auf das Gesicht gepreßt. Willenlos ließ sie sich mitzerren.

Der Alte hatte schon einen Vorsprung von einigen Metern und der Mann mußte sich eilen, um nicht den Anschluß zu verlieren.

Im schwachen Schein konnte er nun Wände entdecken. Sie verjüngten sich zu einem Gang. Und obwohl er sich beeilte, der Abstand zu dem Alten wurde nicht geringer. Der Gang wand sich mal in die eine, dann in die andere Richtung und an jeder Biegung verlor der Mann den Blick auf den Alten. Nur der schwache Lichtschein wies ihnen den Weg. Immer mehr Seitengänge zweigten ab, aber der Alte ging zielstrebig weiter.

Seine Frau war immer noch nicht ansprechbar. Sie machte nicht den Eindruck, als wenn sie wahrnehmen würde, was um sie herum geschah, oder daß sie ihn erkannt haben könnte.

Schließlich blieb der Alte vor einem Holztor stehen und wartete auf die Beiden. Abermals stieß der den Stab gegen die Erde. Ein dumpfer Schlag hallte durch den Raum, dann schwang das Tor bei Seite und Licht flutete herein. Der Mann mußte sich die Hand vor Augen halten, um nicht geblendet zu werden.

Als er sich an die Helligkeit gewöhnt hatte, spähte er vorsichtig hinein.

Sie standen vor einem festlich erleuchteten Saal. Altertümlich gekleidete Menschen tanzten zu klassischer Musik. Andere saßen an reichlich verzierten Tischen und betrachteten das Geschehen. Niemand nahm von ihnen Notiz. Der Alte schlürfte in den Saal. Da der Mann den Alten nicht verlieren wollte, folgte er ihm, seine Frau mit sich ziehend.

Der Alte eilte an den Tanzenden vorbei zu einer Tür. Vor der Tür blieb er abermals stehen um auf sie zu warten. Wieder stieß er den Stab auf den Boden und wieder öffnete sich die Türe.

Dahinter verbarg sich eine wundersam stille Landschaft. Sie wirkte wie gemalt. Sanfte Hügel, am Horizont hohe, schneebedeckte Berge, eine Wäldchen mit einer Lichtung, ein munteres Bächlein, grünes saftiges Gras. Ein Rehlein sah verstohlen zwischen einigen Büschen hervor.

Der Alte ging einige Schritte, dann blieb er stehen. Er nahm die

Lampe vom Stab und lösche sie. Dann sah er den Mann und die Frau an. Er schien auf etwas zu warten. Der Mann setzte seine Frau vorsichtig zu Boden. Das Zittern hatte nachgelassen. Sanft löst er ihre Hände vom Gesicht und sie ließ es geschehen. Sie hatte die Augen weiter geschlossen.

Der Mann streichelte ihre Wange. Aber sie reagierte nicht - sie saß nur weiter da.

Der Alte starrte auf die beiden herab. „Wer sind sie? Und was haben Sie meiner Frau angetan?“ Die Frau hob langsam die Hand, die Augen immer noch geschlossen. Sie berührte sein Gesicht.

„Du?“ Der Mann sah sie zärtlich an. „Ja, ich.“ Sie öffnete langsam die Augen und blickte ihn an. Noch immer war sein Gesicht blutverschmiert. Sie zog ein Taschentuch hervor und begann vorsichtig das Blut wegzuwischen. Sie lächelte dabei.

Der Mann hob den Kopf, aber der Alte war verschwunden. Lediglich sein Stab lag im Gras.

„Wie sind wir hierher gekommen?“ Der Mann schüttelte nur den Kopf. Er war unfähig zu antworten. Er nahm ihr Gesicht in beide Hände und sah ihr tief in die Augen. Sie strahlten eine Zufriedenheit aus - und ein wundersames Vertrauen. Ihm war zum Weinen zu Mute. Was geschah mit ihnen? Wo waren sie gelandet? Er ließ sich zurück in das Gras sinken. Sie legte sich neben ihn und die Hand auf seiner Brust. Er atmete tief ein und schmeckte die frische, unverbrauchte Luft. Ganz langsam nahm er sie in die Arme. Zumindest ein wenig Realität war ihm verblieben und diese Realität war er nicht gewillt aufzugeben. Sie küßten sich und waren ganz sanft zueinander. Keiner wollte diesen stillen Moment zerstören.

Die Schatten der Bäume um sie herum wurden länger und die Zikaden begannen ihren Gesang. Die Sonne verschwand hinter den Bergen.

Sie hatten nichts gesprochen. Wozu auch.

Als es kühler wurde, standen sie auf und begannen einen Unterschlupf zu suchen. Das Tor, durch das sie in diesen Garten gelangt waren, war verschwunden. Hier gab es nichts, was an die Anwesenheit von anderen Menschen erinnerte.

Schließlich sammelten sie Holz für ein Feuer und Laub um ein einigermaßen weiches Lager und ein Feuer zu schaffen. Der klare Himmel versprach eine trockene Nacht.

Sie betteten sich nahe dem Feuer, aus Angst vor wilden Tieren.

Die Tage vergingen. Sie lebten von Früchten und Beeren. Der klare Bach versorgte sie mit frischem Wasser. Tagsüber sammelte die Frau Nahrung und der Mann machte sich auf die Suche nach anderen Menschen. Er konnte jedoch niemanden entdecken.

Die Frau weinte gelegentlich, wenn es ihr Mann nicht sehen konnte. Sie fürchtete um ihre Kinder, die daheim waren und nicht wußten, was mit ihren Eltern geschehen war.

Bald kannte der Mann die Landschaft ringsum recht gut. Nach ein paar Tagen entdeckte er eine verlassene Höhle. Er brachte seine Frau dort hin. Nun waren sie auch vor Unwettern sicher. Ein kleiner Wasserfall, nahe dem Eingang, versorgte sie mit Wasser und in der Umgebung gab es ausreichend Obstbäume und Beerensträucher.

Eines Tages, die Frau war beim Sammeln von Beeren, beschloß der Mann, daß es an der Zeit war, auch auf andere Weise für Nahrung zu sorgen. Er würde seine Frau überraschen. Er suchte sich scharfkantige Steine, um mit ihnen einen Bogen zu bauen und vielleicht so etwas wie ein Messer, um kleine Tiere zu erlegen. Ein paar Tage lang probierte er, Steine so gegeneinander zu schlagen, daß scharfe Kanten entstanden. Dann suchte er nach etwas, das als Seil, als Leine oder Schnur dienen könnte. Er entdeckte Pflanzen, die man zerteilen konnte, und die aus langen, festen Fasern bestanden. Er flocht einige zusammen. Das Stück Seil schien stabil. Mit dem Stück Seil band er einen scharfkantigen Stein an eine Astgabel. Nun hatte er ein Beil. Damit konnte er

eine Rute abhacken, aus der er den Bogen bauen wollte.

Das nächste Problem war die Sehne. Das Seil war viel zu inflexibel um als Sehne dienen zu können, also schlug er sich eine andere Rute, um daraus einen Speer zu bauen. Vielleicht gelang es ihm ein kleines Tier zu erlegen. Er hatte gelesen, daß man Sehen aus Därmen von Tieren machte.

Aber es dauerte viele Tage. Die Tiere waren zu flink und er zu ungeübt. Mehr als einmal mußte er mit seinem Beil einen neuen Speer schlagen, da der alte verloren ging.

Eines Abends fragte ihn seine Frau, ob er nicht irgendein Zeichen von anderen Menschen entdeckt hätte. Verlegen schwieg er. Seit Wochen hatte er nicht weiter gesucht. Er hatte all seine Kraft in den Bau des Bogens gesteckt.

Verlegen murmelte er vor sich hin. Sie wurde neugierig.

„Aber Du hast doch die ganze Gegend erkundet. Es muß doch irgendeinen Hinweis geben!"

„Ich habe keinen gefunden." „Was glaubst Du, wo wir sind?" Der Mann ließ den Kopf sinken. „Ich habe keine Ahnung."

„Mir kommt diese Landschaft vertraut vor, als wenn ich schon einmal hier gewesen wäre, aber ich kann mich nicht daran erinnern."

Sie sah nahm seinen Kopf in die Hände und sah ihm tief in die Augen.

„Weißt Du, daß ich eigentlich noch nie so glücklich war wie hier? Sicher, ich vermisse unsere Kinder, aber ... ich weiß nicht, wie ich es sagen soll ... Hier ist alles so friedlich. Hast Du bemerkt, daß auch die Tiere ohne aufeinander loszugehen, miteinander leben?"

Ihr Mann wollte sich abwenden.

„Gestern sah ich einen Fuchs, der mich beobachtete. Ein Familie

von Hasen hoppelte heran, setzte sich neben den Fuchs und betrachtete mich ebenfalls. Der Fuchs hat die Hasen bemerkt, aber er hat ihnen nichts angetan. Und alle Tiere scheinen keine Angst vor mir zu haben. Sie kommen, sehen mich an und lassen sich gelegentlich sogar streicheln. Hast Du das ebenfalls bemerkt?“

Der Mann schüttelte den Kopf. Sie durfte nicht erfahren, was er eigentlich vor hatte, dessen war er sich sicher.

„Hast Du den Stab noch, den der Alte dagelassen hat?“

Der Stab, den hatte er ganz vergessen. Möglicherweise war er der Schlüssel für ihre Heimkehr!

„Ich habe ihn mit in die Höhle genommen und dann... Er müßte hier irgendwo sein!“

Nach kurzem Suchen fand er den Stab des Alten. Zum wiederholten Male besah er ihn sich. Es war nichts besonderes daran. Außer, daß er ganz gerade war und keinerlei Astmale besaß. Am oberen und unteren Ende befand sich eine metallene Kappe.

„Du hast mir erzählt, daß der Alte den Stab auf die Erde stieß und daß sich daraufhin die Tore öffneten. Vielleicht lag es nicht an dem Alten, daß sich die Tore öffneten, sondern am Stab!“

Der Mann nahm den Stab in beide Hände und stieß ihn auf den Felsboden. Ein Funken sprang hoch, aber sonst geschah nichts.

„Vielleicht muß man an einer bestimmten Stelle sein, damit es funktioniert?“

Der Mann schüttelte betrübt den Kopf.

„Und wie sollen wir herausfinden, welches die richtige Stelle ist?“

Sie grübelten den restlichen Abend darüber, ob der Stab eine bestimmte Bedeutung habe oder nicht. Ohne zu einem Schluß gekommen zu sein schliefen sie schließlich ein.

Mit einem schlechten Gewissen setzt der Mann seine Bemühungen fort, ein Tier zu erlegen um seine Sehne zu bekommen. Aber die Tiere schienen seine Absicht zu spüren. Waren sie gegenüber seiner Frau zutraulich, so flohen sie vor ihm. Verärgert warf er seinen Speer ins Gebüsch. So konnte es nicht weitergehen. Sie konnten nicht ewig hier bleiben und sich von Beeren ernähren. Und was wäre, wenn doch einmal ein wildes Tier über sie herfiele?

Er beschloß, doch mit seiner Frau über diese Überlegungen zu sprechen.

Am Abend, seine Frau hatte Wurzeln gefunden, die sie im Feuer auf einem Stein versuchte zu garen, faßte er sich ein Herz.

„Ich habe darüber nachgedacht, was wir tun können. Ich muß Dir gestehen, daß ich seit ein paar Wochen nicht mehr nach Anzeichen von Menschen gesucht habe.

Im Umkreis von einem halben Tagesmarsch habe ich nichts gefunden. Wir können nur versuchen weiter zu ziehen. Vielleicht finden wir irgendwo andere Anzeichen."

Seine Frau wendete die Wurzel. Ein Geruch von Knoblauch wehte herüber.

„Was hast Du dann die letzten Wochen gemacht, wenn Du nicht nach anderen Menschen gesucht hast?"

Ihr Mann kannte diese Tonlage. Sie ahnte etwas und würde nicht locker lassen, ehe er mit der Sprache herausrückte.

„Das ist jetzt unwichtig. Ich meine, wir sollten uns auf die Zukunft konzentrieren."

„Dir mag es egal sein, aber mir ist es nicht egal! Was hast Du getan?"

Resigniert erklärte er es ihr.

„Ich habe versucht einen Bogen zu bauen, damit ich uns verteidigen kann und damit ich unseren Speiseplan etwas aufwerte. Aber ich bin daran gescheitert, daß ich kein Tier erlegen konnte."

Seine Frau wand sich ab.

„Warum wolltest Du ein Tier erlegen? Genügen Dir die Beeren, Wurzeln und Früchte nicht mehr? Hast Du bislang irgend ein Tier angetroffen, das aggressiv gewesen wäre? Wer oder was sollte uns hier angreifen?"

„Aber wir brauchen doch Nahrung! Im Winter wird es weder Beeren, noch Wurzeln, noch Früchte geben!"

In dieser Nacht schlief er alleine. Seine Frau blieb am Feuer sitzen und starrte in die Flammen.

Am nächsten Tag weckte ihn seine Frau.

„Steh auf, wir ziehen weiter!"

Er war noch nicht richtig wach und wunderte sich deshalb kaum.

Als er sich erfrischt hatte, beobachtete er seine Frau beim Packen. Sie füllte Kalebassen mit Wasser und band sie sich an den Gürtel. Dann wickelte sie Beeren in große Blätter und verstaute sie in ihren Taschen.

„Du kannst ruhig ein wenig mithelfen!"

Mißmutig ging er ihr zur Hand.

Sie wanderten drei Tage Lang nach Westen. Seine Frau bestimmte Marschtempo und Richtung. Er folgte ihr notgedrungen. Dann kamen sie an einen großen Fluß, den sie nicht so einfach durchqueren konnten. Die Landschaft hatte sich geändert. Sie war flacher geworden. Der Wald dominierte.

Der Mann hatte immer mehr Mühe ein geeignetes Nachtlager zu finden.

Am nächsten Morgen wandten sie sich nach Süden. Seine Frau glaubte dort eher irgend etwas oder irgend jemanden finden zu können. Sie sagte, daß die Menschen hauptsächlich an Flüssen oder am Meer leben. Also wäre dort die Chance Menschen zu finden logischerweise am Größten.

Es dauerte Tage, ehe sie wieder richtig miteinander redeten.

„Es tut mir leid. Ich wollte nichts tun, was Dich verletzt. Ich sah es als eine Notwendigkeit an..."

Sie blieb stehen und betrachtete ihn lange und schweigend.

Dann nahm sie seine Hand und meinte:

„Ich weiß. Aber es war trotzdem nicht richtig!"

In dieser Nacht schmiegte sie sich erstmals wieder an ihn und er war erleichtert, daß es so war. Er hatte ihre Nähe, ihren Duft, ihren zarten Körper vermißt.

Auch sie fühlte, daß es besser war, gemeinsam zu sein, als altem Ärger nachzuhängen.

In den nächsten Tagen kamen sie besser voran. Manchmal lachten sie oder sagen gemeinsam ein Lied.

Drei Wochen, nachdem sie von der Höhle aufgebrochen waren, blieb der Mann plötzlich im Wald stehen. Sie hatten den Fluß ein wenig verlassen, um in höher gelegenem Gelände besser voranzukommen. Er sah sich aufmerksam um und bedeutete seiner Frau still zu sein. Er fühlte etwas. Irgend jemand beobachtete sie. Vorsichtig erkundete er die Umgebung. Als er auf eine kleine Lichtung trat, blieb er wie angewurzelt stehen. Vor ihm ragten behauene Steine aus dem Wald. Sie schienen von einem verfallenen Gebäude zu stammen, dessen Konturen noch schwach erkennbar waren. Es waren keine kunstvoll hergestellten Steine, eher Steine um ein einfaches Haus zu bauen. Aber sie waren zweifellos bearbeitet. Also gab es hier Menschen!

Er eilte zurück zu seiner Frau, aber sie war nicht mehr da. Lediglich die Wasser-Kalebassen und ein Beutel mit Beeren lagen auf dem Boden.

Der Mann suchte den Boden nach Spuren ab. Und wirklich! Er fand menschliche Fußabdrücke! Größer und kräftiger, als die seiner Frau. Er folgte ihnen. Die Spur führte immer tiefer in den Wald. Der Mann faßte den Stab des Alten wie eine Waffe und drang tiefer und tiefer in das Gestrüpp. Schließlich blieb er stehen. Vor ihm lag so etwas wie eine Tempelanlage.

Die Anlage war schon ein wenig zerfallen und von Pflanzen überwuchert, aber das Hauptgebäude stand noch und eben dorthin führten die Spuren. Wenn dieser Mensch seiner Frau etwas angetan hat... Er wagte es kaum daran zu denken.

Er drang in den Tempel ein. Er war aus großen Steinen gebaut. Kunstvoller, als das verfallene Haus, das er entdeckt hatte.

Die Wände waren mit fremdartigen Symbolen verziert und dem Mann schauderte es, wenn er sie betrachtete. Die Luft roch modrig und es wurde immer dunkler. Er tastete sich vorwärts. Plötzlich hörte er einen Schrei. Die Stimme gehörte seiner Frau, da war er sich sicher. Er rannte immer schneller.

Dann kam er in einen erleuchteten Saal. Der Mann blieb erschreckt stehen. Der Saal sah ebenso aus, wie jener, durch welchen sie der Alte geführt hatte. Unzählige Menschen waren anwesend. Sie alle waren in barocken Kleidern gewandet und alle trugen Masken vor den Gesichtern. Große, zwölfarmige Kandelaber erleuchteten den Saal. In dessen Mitte war ein schlichter, aus Stein gehauener Altar, der überhaupt nicht zum Rest des Raumes zu passen schien, ebensowenig, wie dieser Raum in den Tempel paßte. Und auf dem Altar lag, gefesselt, seine Frau. Ein Mann, scheinbar ein Priester, stand neben ihr, ein Steinmesser erhoben. Er trug nur einen Schurz aus Blättern und eine große Hölzerne Maske, die wohl einen Totenkopf darstellen sollte.

Der Mann rannte zu seiner Frau, die Gefahr mißachtend, und riß

sie vom Altar. Der überraschte Priester wand sich ihm zu und schwang sein Messer. Der Mann versuchte sich zu verteidigen, er schwang den Stab und hielt damit den Angreifer auf Abstand. Die maskierten Menschen im Raum beobachteten das Geschehen ohne einzugreifen. Seine Frau versuchte sich von den Fesseln zu befreien.

„Der Stab! Stoß damit auf den Boden!"

Der Mann schwang den Stab noch einmal, um den Priester zurückzudrängen und stieß dann den Stab mit voller Wucht auf die Erde.

Ein tiefes Grollen erklang und der Boden schwankte. Die Maskierten purzelten wie Puppen durch den Raum, der Priester floh schreiend und der Mann und die Frau hielten sich aneinander fest. Die Erde schien sich aufzubäumen. Ein letztes Mal sahen sie sich in die Augen, dann verloren sie das Bewußtsein.

Der Mann sah irritiert von seiner Zeitung auf. Dieser Krach in einer U-Bahn! Die anderen Fahrgäste zogen sich immer weiter von den sich prügelnden Jugendlichen zurück. Dann kam die nächste Haltestelle und viele Passagiere wechselten in ein anderes Abteil. Der Mann blieb sitzen. Er hatte noch vier Haltestellen, ehe er aussteigen mußte. Und irgendwie hatte er das Gefühl, daß er besser sitzenbleiben sollte.

Seine Frau sah aus dem Fenster. Wer klingelte so früh am Morgen bei ihnen? Ein alter Mann stand draußen. Er machte eine erbärmlichen Eindruck und er tat der Frau leid. Sie öffnete ihm und fragte, was sie für ihn tun könnte.

„Ich danke Ihnen, gute Frau, sie haben schon genug getan."

Damit wand er sich ab und die Frau sah ihm noch eine Weile nach. Was hatte er wohl damit gemeint?

Dezember 1996

Alle Jahre wieder schreibe ich für Freunde und Verwandte eine Geschichte zu Weihnachten. 1996 entstand eine Geschichte, in welcher ich aus der Perspektive meiner kleinen Tochter Abenteuer erzähle, die sie noch nicht erlebt hat, die sie aber erleben könnte. Ein wenig Ironie und leichte Seitenhiebe auf das Erwachsensein konnte ich mir dabei nicht verkneifen.

Diese Geschichte ist alleine meiner Tochter Ronja gewidmet!

Der Zimtstern-Wettstreit

Bratäpfel und andere Leckereien

Kleine Flocken wirbelten durch das Zimmer.

„Schließ die Türe, oder willst Du, daß wir erfrieren?" Mutter schwang drohend den Kochlöffel. Ich wollte doch nur einmal sehen, wie die weißen, tanzenden Dinger aus der Nähe aussahen!

„Komm, ich mache Bratäpfel und Du kannst mir dabei helfen, oder?" Und ob ich das konnte! Oder kennt Ihr etwas Besseres, als im Winter vor dem Ofen zu sitzen, warmen Tee zu trinken und Bratäpfel zu essen? Der Geruch von Rosinen, Nelken, Tannenreisig und Kerzen wehte durch die Wohnung. Draußen war es kalt, und wenn man zu nahe an das Fenster kam und das Glas anhauchte, dann konnte man gar nicht mehr durch gucken. Ich rannte meiner Mutter hinterher in die Küche. Sie war dabei Äpfel auszuhöhlen.

„Laß mich machen, Mama!"

„Zieh Dir gefälligst eine Schürze an und setz Dich an den Tisch!" Ich tat wie mir geheißen und krabbelte auf den hohen Stuhl.

„Und jetzt?“ Mama lächelte und gab mir eine Schüssel und eine Reibe, an der man drehen konnte.

„Ich werde Nüsse hineintun, dann mußt Du hier drehen. Die Nüsse werden dann gemahlen und landen hier unten. Und wenn die Schale voll ist, kannst Du sie in die Schüssel schütten und neue Nüsse oben rein füllen.

Die Nüsse und andere feine Sachen mußt Du dann gut mischen! Wenn wir damit fertig sind, kannst Du mir helfen noch helfen, die Äpfel zu füllen.“

Meine kleine Schwester, sie war fast noch ein Baby, schlief - Gott sei Dank. Sonst hätte Mama sich wieder um die Kleine kümmern müssen. Daß Babies so eine Arbeit machen würden, hatte ich nicht gedacht.

„Hab ich auch so viel geschrien, als ich noch ein Baby war?“ Mama lachte.

„Alle Babies schreien. Wie sollen sie auch sonst sagen, daß sie Hunger haben oder daß ihre Windel voll ist? Ja, Du hast auch so ein Geschrei veranstaltet.“

„Wenn Miriam wieder aufwacht, kann ja ich mich um sie kümmern, oder?“ „Wenn Miriam aufwacht, hat sie Hunger und dann muß ich sie stillen - und das kannst Du, glaube ich, noch nicht.“ Als ich alle Nüsse gemahlen hatte, gab Mama Rosinen, Honig und Sandorn-Saft in die Schüssel.

Ich rührte die Füllung so heftig, daß immer wieder kleine Teilchen durch die Gegend flogen. Bestimmt wurde die Füllung dann besonders gut. Sie schmeckte jedenfalls wundervoll.

„Läßt Du wohl Deine Finger aus der Schüssel!“ „Ich muß doch probieren!“ Ich wußte, daß ich warten sollte, aber es schmeckte doch so gut! Mama hatte die letzten Äpfel fertig. Sie schüttete Mandelstückchen in meine Schüssel und ich rührte kräftig.

„So, jetzt laß uns die Äpfel füllen!“

Mit einem Löffel schaufelten wir die Füllung in die Äpfel, aber ich probierte insgeheim immer wieder die süß-saure Mischung. Zum Schluß kamen Butterflocken darüber.

„Und nun muß das Ganze in den Backofen!" Ich hockte mich vor den Ofen und beobachtete, wie die Äpfel faltig und die Füllung langsam braun wurden.

Miriam begann zu schreien. Mama eilte in das Kinderzimmer, und fast augenblicklich herrschte wieder gefräßige Stille.

Nun war Mama eine Weile beschäftigt - die Gelegenheit, die Speisekammer nach netten Kleinigkeiten abzusuchen!

Leise öffnete ich die Türe und machte Licht. Auf den unteren Regalbrettern standen Dosen mit Früchten, Gemüse und Suppen, darüber Einmachgläser mit Omas Früchten und fest verschlossene Gläser mit Marmelade - was ich zutiefst bedauerte - und darüber, da stand Mamas Keks-Büchse!

Immer zu Weihnachten war sie gut gefüllt, und immer zu Weihnachten herrschte der Wettstreit - wer ist besser? Mama im Verstecken und Bewachen oder ich im Stibitzen. Vor einem Jahr war ich daran gescheitert, daß die Büchse zu weit oben auf dem Regal stand. Beim Versuch daran zu gelangen, war ich heruntergefallen und mit mir eine ganze Anzahl von Kompott-Einmachgläsern.

Dieses Jahr sollte alles anders werden, das hatte ich mir fest vorgenommen. Aus strategischen Gründen wollte ich heute nur die Lage erkunden. Bestimmt würde sich in den nächsten Tagen eine bessere Gelegenheit ergeben. Leise schloß ich die Speisekammer-Türe. Beim Gedanken an die köstlichen Weihnachtskekse lief mir das Wasser im Mund zusammen.

Ein Abend im Advent

Papa war der Größte, das fand ich zumindest. Immer wenn er nach Hause kam, nahm er mich auf den Arm und wirbelte mich in der Luft herum. Er kam zwar spät und ging morgens früh, aber wenn er da war, dann war etwas los. Manchmal fand Mama das gar nicht so lustig. Sie schimpfte, wenn Papa und ich durch die Wohnung rannten und Fangen spielten. Sie meinte, er solle gefälligst erst einmal Mantel und Schuhe ausziehen, ehe er über den frisch gesaugten Teppich laufen dürfe! Papa lachte dann immer, küßte sie, zog seine Sachen aus und wir spielten weiter.

Seit Miriam geboren wurde mußten wir aber dabei leiser sein. Denn sonst schimpfte Mama und meinte wir würden das Baby wecken. Ich kannte das schon und lies mich nicht so sehr beeindrucken, aber Papa bemühte sich leise zu sein. Dabei mußte er doch wissen, daß Babies sich nie stören ließen, wenn sie einmal schliefen.

An diesem Abend war Mama immer noch mit der Kleinen beschäftigt, und so konnten wir ungestört toben. Aber Papa war nicht so ausgelassen wie sonst. Irgend etwas bedrückte ihn. Ich fragte ihn, aber er schüttelte nur den Kopf und meinte, daß ich das nicht verstehen würde. Der hatte ja gar keine Ahnung, was ich schon alles verstand und was nicht!

Mama rief, wir sollten nach den Äpfeln sehen, und so rannte ich in die Küche. Es duftete bereits wundervoll. Papa öffnete den Ofen und wir besahen uns das Ergebnis. Sie waren fertig, daran bestand kein Zweifel. Papa schaltete den Ofen aus und schob das Blech wieder hinein.

Dann half ich ihm, den Tisch zu decken. Und weil Advent war, schmückten wir den Tisch mit Tannenreisig und am Adventskranz brannten zwei Kerzen.

Mama rief, daß wir schon einmal ohne sie anfangen sollten, aber Papa und ich beschlossen zu warten. Ich dachte mir, daß ich dann

auch nicht so schnell ins Bett müsse.

Als Mama Miriam endlich fertig gewickelt und wieder in ihre Wiege verfrachtet hatte, kam sie zu uns. Sie lächelte zwar, aber ich merkte, daß sie traurig war.

Papa entfachte den Kamin und Mama brachte die Äpfel. Sie schmeckten großartig. Mama meckerte an diesem Abend nicht einmal, obwohl ich mit den Händen aß. Es war so schwierig, mit der Gabel die Apfelstücke in den Mund zu bugsieren. Immer wieder rieselte die Füllung oder fiel das ganze Stück zurück auf den Tisch. Deshalb nahm ich meine Hände zur Hilfe.

Nach dem Essen ging Papa mit mir Hände waschen und mich bettfertig machen. Ich fragte ihn noch einmal, was los sei, aber er schüttelte nur den Kopf. Und weil er so traurig ausschaute, nahm ich ihn in den Arm und drückte ihn ganz arg.

Ich hasse es, mich für das Bett fertig zu machen. Ich muß mich waschen (auch hinter den Ohren!), Zähne putzen und den Schlafanzug anziehen. Das meiste kann ich alleine, aber immer wollen Mama oder Papa aufpassen, daß ich auch nichts falsch mache.

Dann aber kam der beste Teil des Abends. Mama oder Papa setzten sich an mein Bett und erzählten mir eine Geschichte. Am liebsten hörte ich die Geschichte vom süßen Brei. Ich stellte mir dabei immer vor das Kind zu sein und den ganzen Brei für mich alleine zu haben.

Heuteabend aber deckte mich Papa zu, streichelte mir den Kopf und gab mir meinen Gute-Nacht-Kuß.

„Du sollst mir eine Geschichte erzählen!" klagte ich, aber Papa meinte, daß er heuteabend mit Mama reden müsse und deshalb keine Zeit habe, eine Geschichte zu erzählen. Ich war sehr enttäuscht! Das kam nur sehr selten vor und meist wenn Mama und Papa anschließend miteinander stritten. Aber ich wollte heute lieber ein braves Kind sein und dachte dabei an die unangenehme Begegnung mit dem Nikolaus vor ein paar Tagen. Er hatte uns

gefragt, ob wir auch schön artig gewesen seien und dann hat er in einem großen goldenen Buch gelesen, und mich so von der Seite angeschaut. Bestimmt stand da drin, daß ich letztes Jahr die Kompott-Gläser kaputt gemacht hatte und daß ich den Michael getreten und die Marlene gehauen hatte. Aber er schloß dann das Buch wieder, lächelte friedlich und gab jedem von uns ein Beutelchen mit Geschenken. Vielleicht war ich doch lieb gewesen, zumindest meistens. Ich hoffte, nächstes Jahr nicht so eine Angst vor dem Buch haben zu müssen - Nur eines würde darin stehen: Daß ich Kekse aus Mamas Büchse stibitzt hatte - und das nahm ich mir ganz fest vor.

An diesem Abend hörte ich Mama und Papa aber nicht streiten. Was das wohl bedeutete?

Schwestern können nerven!

Der nächste Morgen im Kindergarten verging wie im Fluge. Ich schaffte es wieder einmal erfolgreich, beim Frühstück neben Marlene zu sitzen. Wir waren die besten Freundinnen. Wir spielten in der Puppenecke Vater-Mutter-Kind oder wir saßen kichernd beisammen und sahen den Anderen beim Spielen zu. Wenn unsere Kindergärtnerin etwas wollte, sie war ganz lieb aber ziemlich streng, dann halfen wir ihr, denn wir wollten die liebsten Mädchen der Welt sein! Nur Michael kam uns bei dem Plan immer wieder in die Quere. Er piesackte uns und zog uns an den Haaren. Marlene meinte, er sei ein ganz ungezogener Bengel und ich gab ihr Recht.

Andere Kinder waren viel lieber zu uns. Wenn ich mich nicht alleine anziehen wollte, weil wir im Garten spielen durften, dann halfen mir die größeren Kinder. Es war prima, wenn sich alle so um einen kümmerten. Ich genoß es, als Jüngste so beachtet zu werden. Daheim war Miriam nun die Jüngste und entsprechend intensiv kümmerten sich alle nur um sie. Miriam vorne, Miriam hinten. Manchmal kam ich mir schon recht überflüssig vor. Aber wenn Miriam schlief, dann waren Mama und Papa wieder für mich

da.

Kurz bevor ich am vorigen Abend eingeschlafen war, hatte ich noch ein wenig gelauscht, was meine Eltern gesprochen hatten. Aber ich habe nicht recht verstanden, um was es ging. Sie sprachen von „Therapie" und „Schwierigkeiten". Als Mama wegen Miriam im Krankenhaus war, waren auch alle so besorgt gewesen. Ich war zu der Zeit hauptsächlich bei Oma und Opa. Aber immer wieder haben wir Mama und Miriam im Krankenhaus besucht. Sie waren in einem schönen Zimmer und Miriam lag in einem gläsernen Bettchen. Mama ermahnte mich oft, nicht so wild zu sein, damit all die Babies in Ruhe schlafen könnten und ich hab mich bemüht, sie nicht zu stören. Babies sind eigentlich ganz wundervoll. Auf jedem Fall haben Oma, Opa und Papa damals auch immer von Therapie und und solchen Dingen gesprochen. Anscheinend hatte es etwas mit Miriam zu tun. Mama sagte mir, daß Miriam nicht ganz gesund sei und daß wir uns deshalb um sie bemühen müßten. Vielleicht haben Mama und Papa ja darüber gesprochen. Oder vielleicht denken sie, daß ich etwas angestellt habe oder daß ich nicht lieb gewesen bin?

Und überhaupt: Ich bin auch schon krank gewesen! Ich hatte eine Erkältung! Aber nach einer Weile ging das wieder weg. Also wird auch Miriam wieder gesund. Warum sind Mama und Papa dann so ... so ... aufgeregt und traurig?

Marlene hab ich gefragt, aber die hat auch keine Ahnung. Mittags hat mich dann Mama abgeholt. Während sie mich aus dem Kindergarten holte, paßte die Krankenschwester, die jeden Tag wegen Miriam kommt, auf die Kleine auf.

Mama war in Eile. Sie wollte noch für das Mittagessen einkaufen.

Es macht Spaß einkaufen zu gehen. Es gab so viele wundervolle Sachen. Aber Mama achtete immer peinlich genau darauf, daß ich nichts in den Einkaufswagen tat, was sie nicht brauchte. Aber vielleicht brauchte ich das? Mama wollte das ganz oft nicht verstehen und manchmal mußte ich deswegen ein wenig weinen. Die

Erwachsenen verstanden das nicht! Es gab so tolle Sachen und es konnte doch vielleicht einmal wichtig sein, daß man zum Beispiel eine Dose mit Büchsenfleisch, wie Mama das nannte, in der Speisekammer hatte. Ich wollte eigentlich nur die bunten Figuren, die außen darauf klebten, aber das darin hätte sicher auch gut geschmeckt! Daheim schickte mich Mama auf mein Zimmer um zu spielen. Ich hatte aber gar keine Lust, also ging ich in Miriams Zimmer und sah sie mir genauer an. Sie war ein ganz normales Baby. Ich weiß wie Babies aussehen! Marlene hat auch eine kleine Schwester und genau so sieht Miriam auch aus. Klitzekleine Händchen und Füßchen, ein kleiner Schmollmund, meist geschlossene Augen. Vorsichtig streichelte ich Miriam. Sie war fast so klein, wie meine Puppe. Aber wenn man genau hinsah, konnte man erkennen, daß ihre kleine Brust sich regelmäßig hob und senkte und sie war ganz warm, wie ein kleiner Ofen. Schon komisch. Dieser kleine Wurm hatte nun mein ganzes Leben geändert. Ich überlegte, was passieren würde, wenn ich Miriam kitzeln würde. Würde sie auch lachen? Aber ehe ich das testen konnte kam Mama in das Zimmer und zog mich mit sanfter Gewalt nach draußen.

„Ich dachte, ich hätte gesagt, daß Du in Deinem Zimmer spielen sollst!" „Ich wollte doch nur gucken!" Mama war unerbittlich. Sie brachte mich in mein Zimmer und schloß die Türe.

„Wenn das Essen fertig ist, rufe ich Dich!" Zum Spielen hatte ich aber immer noch keine Lust. Ich fragte mich, was wohl mit Miriam los war, daß die Erwachsenen so aufgeregt waren. Mama hatte mir erklärt, daß Miriam nicht viel Kraft haben würde. Aber wozu brauchte ein Baby schon Kraft? Es mußte doch nur in seinem Bettchen liegen, wurde herumgetragen und -gefahren, wurde gestillt! Aber vielleicht brauchte es ja die Kraft zum Brüllen, überlegte ich. Meines Erachtens schenkten die Erwachsenen Miriam viel zu viel Aufmerksamkeit! Bestimmt würde sie viel ruhiger sein, wenn nicht immer alle so um sie herumrennen und sie bemuttern würden.

Die Speisekammer

Nach dem Essen legte sich Mama hin, weil sie Kopfweh hatte. Eigentlich sollte ich auch schlafen, aber ich hatte andere Pläne. Da war noch die Sache mit den Keksen!

Ich schlich mich in die Küche. Alles war mucksmäuschenstill. Leider wußte ich zu gut, daß die Speisekammer-Türe ein bißchen knarrte. Aber wenn ich ganz vorsichtig wäre ... Ich wollte es auf einen Versuch ankommen lassen.

Ich stellte mich an die Türe, faßte den Türgriff und zog ihn langsam nach unten. Knarr! Ich hielt die Luft an. Aber nichts rührte sich. Vorsichtig zog ich die Türe auf. Mama schien mich nicht zu hören. Nun mußte ich nur noch einen Stuhl herholen. In der Küche stand nur ein kleiner Schemel, also schlich ich ins Eßzimmer. Die Stühle waren groß und zum Tragen zu schwer, aber auch hoch genug, um an die Kekse heranzukommen. Ich zog einen ganz langsam in die Küche. Auf dem Steinboden kratzte es, als die Stuhlbeine darüberschleiften. Ich würde heute an die Kekse herankommen! Innerlich jubilierte ich. Kurz vor der Speisekammer hielt ich noch einmal kurz inne. War da nicht eben ein Geräusch gewesen? Aber ich konnte nichts sehen.

„Was machst Du da?" Ich stand wie versteinert da. Mama! Unbemerkt war sie bis zur Küchentür geschlichen und hatte mich beobachtet!

„Ich wollte nur ein wenig Spülen!"

„Und warum ist dann die Speisekammer-Türe offen?" „Weil ... weil ich da das Geschirr hinräumen wollte!" „Bei uns kommt doch das Geschirr in den Küchenschrank!" Nun fiel mir nichts mehr ein. Aber klein beigeben wollte ich auch nicht.

„Ich mach die Tür wieder zu!"

„Nicht ablenken!"

Mamas Ton wurde langsam ein wenig bedrohlicher. Sie kam auf mich zu.

„Hör mir zu, meine Kleine!"

„Ich bin gar keine Kleine mehr! Ich bin schon ganz schön groß!" „Aber immer noch kleiner als ich! Du wolltest also abspülen - und warum stehst Du nicht auf den Hocker, wie sonst immer? Du weißt, daß die Stühle aus dem Eßzimmer nicht naß werden sollen!" „Ich paß' schon auf!"

Mama hatte mich durchschaut. Ich spürte, daß es nun keinen Ausweg mehr gab.

„Hör mir zu! Die Kekse sind für Weihnachten und nicht zum Klauen!" Wer redete hier von Klauen? Ich wollte sie nur probieren und testen, ob sie wirklich so gut waren, wie letztes Jahr! „Ja Mami!" Schnell wo anders hinsehen.

„Sieh mich an!" Oh, oh! Wenn sie so mit mir sprach, dann bedeutete das Gardinenpredigt.

„Ich kann Dich keine Minute aus den Augen lassen! Ich dachte, daß Du nun ein großes Mädchen bist und daß Du schon ein bißchen auf Miriam aufpassen kannst, aber anscheinend bist Du immer noch ein kleines Baby."

Mama brachte den Stuhl zurück. Dann kam sie zurück und schloß die Speisekammer ab! Aus, vorbei und genug - für heute hatte ich keine Gelegenheit mehr, an die Kekse heranzukommen. Diese Runde ging an Mama.

Anschließend faßte sie mich recht unsanft am Arm und brachte mich zurück ins Bett. Schöner Mist.

Den ganzen Mittag über hab ich dann geschmollt und nicht mit ihr gesprochen, aber es wurde noch schlimmer. Abends kam Papa und hielt fast die gleiche Rede wie Mama: Ich soll nicht Kekse klauen und die Mama ärgern, denn die habe genug mit Miriam zu tun und sei so schon mit den Nerven am Ende. Und ich sei ein

ganz schön unartiges Kind, was mich dann wieder unangenehm an den Nikolaus erinnerte. Ob das alles in dem großen goldenen Buch auftauchen würde - nächstes Jahr?

An diesem Abend gab es wieder keine Gute-Nacht-Geschichte. Meine Eltern hatten beschlossen, daß ich bestraft werden müßte. So richtig verstanden hab ich es nicht. Ich tröstete mich mit meinem Daumen. Den zumindest konnte mir keiner nehmen.

Der Schrumpf-Baum

Ein paar Tage später, über den mißglückten Versuch dachte ich immer noch nach, war ich wieder einmal bei Oma und Opa. Hier gab es Kekse und andere Leckereien in Hülle und Fülle. Oma war auch nicht ganz so streng wie Mama. Und Opa war fast noch ein Kind, fand ich. Wir machten noch mehr Blödsinn, als Papa und ich.

Immer wenn ich da war, unternahmen Oma und Opa etwas mit mir. Entweder besuchten wir das Wildgehege oder Oma und ich malten zusammen. Und dann gab es da noch die Katzen!

Auf alle Fälle, Marlene und ich hatte uns im Kindergarten ein wenig gezankt, weil sie mir die Puppe nicht geben wollte, obwohl sie ganz lange damit gespielt hatte und ich nicht, und da hat die Kindergärtnerin mit uns geschimpft. Ich habe geweint und mich ein bißchen geschämt. Als Oma mich dann abholen kam, war ich froh wegzugehen. Blöde Marlene! Schon wieder etwas, was der Nikolaus in seinem Buch stehen hatte.

Leider vergingen die Tage bei Oma und Opa immer wie im Fluge. Nach ein paar Tagen sollte ich wieder zu Hause schlafen.

Zu Hause hatte Papa inzwischen einen Weihnachtsbaum aufgestellt. Mama meinte, daß er ganz schön krumm sei und Papa meinte, daß er das schon in Ordnung bringen würde.

Immer wenn ich konnte, schlich ich mich in die Küche um nach-

zusehen, ob die Speisekammer-Tür noch verschlossen war.

Weihnachten stand kurz bevor. Ich setzte mich in mein Kinderzimmer und malte eine Menge Bilder, für Mama, Papa, alle Großeltern, Miriam, Marlene und sogar ein gar nicht so schönes für Michael, weil der doch immer so blöd war. Aber man konnte nicht den ganzen Tag malen und so ging ich ins Wohnzimmer, wo Papa dabei war, den Baum abzusägen. Ich fragte, ob ich ihm helfen könnte, aber er lachte und meinte, da müsse ich wohl noch ein bißchen größer werden.

Der Baum wurde immer kleiner. Papa sägte ein Stück ab, dann versuchte er ihn in den Christbaum-Ständer zu stellen, fluchte und zog ihn wieder heraus. Als Mama hereinkam schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und schimpfte, weil nun so viel Dreck auf dem Teppichboden war. Papa schimpfte zurück, daß es gar nicht so einfach sei, einen Christbaum zurecht zu sägen. Ich saß ganz still auf dem Sofa und lauschte.

„Geh in Dein Zimmer!" sagte Mama. „Ich hab doch gar nichts gemacht!" verteidigte ich mich. Aber die Eltern blieben hart. In meinem Zimmer haute ich meine Puppe und nahm sie dann in den Arm, um sie zu trösten. Und wer tröstete mich?

Am nächsten Tag hatten wir Weihnachtsfeier im Kindergarten. Ich spielte bei unserem Weihnachtsspiel einen Hirten mit einem Lämmchen auf dem Arm. Ich war furchtbar stolz. Mama und Papa schauten zu und alle anderen Eltern auch. Danach gab es Tee und Kekse und Marlene und ich tobten mit ein paar anderen Kindern im Gang herum, bis es uns ein paar Erwachsene verboten.

Ich rannte zu Papa und kuschelte mich auf seinen Schoß.

In drei Tagen war Weihnachten! Ich weiß noch, letztes Jahr brannten Kerzen am Christbaum, es gab Musik und ganz viele Geschenke und bestimmt würde das Christkind auch dieses Jahr wieder tolle Sachen mitbringen.

Ich dachte an unseren Baum daheim und stellte ihn mir vor: Klein

und krumm und viel zu breit. Was hatte Mama gesagt: So ein Schrumpf-Baum ist doch nichts für Weihnachten! Und als ich durchs Zimmer hüpfte und „Schrumpf-Baum, Schrumpf-Baum!“ sang, war Papa böse geworden und hatte mich als ganz böses Kind bezeichnet. Aber es war doch ein Schrumpf-Baum! Erst war er groß und krumm gewesen und nun war er immer mehr geschrumpft und war immer noch krumm!

Die Erwachsenen waren komisch. Einmal sollte man immer die Wahrheit sagen und dann wieder wollten sie die Wahrheit nicht hören.

Mama sagte mir, ich solle später mit Papa von der Weihnachtsfeier wiederkommen, da sie jetzt zu Miriam zurück müsse.

Wir feierten noch ein bißchen und dann gingen Papa und ich auf den Weihnachtsmarkt in der Stadt. Da gab es viele tolle Sachen und auch ein Karussell. Papa meinte, daß er erst noch etwas besorgen müsse und dann dürfte ich fahren, aber ich wollte jetzt und das sagte ich ihm. Er meinte, daß ich ein braves Kind sein solle und erst später fahren dürfe. Aber dann durfte ich doch noch fahren - aber nur ein einziges Mal!

Der Ausflug

Mama war in der Küche und Papa noch einmal in die Stadt gefahren. Er hatte etwas von Baum gemurmelt und war verschwunden. Miriam lag in ihrer Wiege und strahlte ein Mobile an, das über ihrem Bettchen hing. Ich lehnte mich an die Wiege und streichelte sie ganz vorsichtig. Es kam so selten vor, daß Miriam in die Gegend sah - meist schlief sie kurz darauf wieder ein. Marlenes kleine Schwester machte viel mehr Krawall. Ich hatte dagegen ein ruhiges und liebes Baby als Schwester. Wieder überkam mich der Wunsch, sie zu zwicken, nur um zu hören, wie ihr Schreien klang, aber im letzten Moment hielt ich inne, weil Mama ins Zimmer kam.

„Das ist aber lieb, daß Du nach Deinem Schwesterchen schaust!“ Manchmal verstand ich Mama einfach nicht. Einmal durfte ich Miriam nicht einmal ansehen und ein anderes Mal freute sich Mama, wenn ich Sie unbeaufsichtigt streichelte...

Miriam hatte heute keine Lust, sofort wieder einzuschlafen. Statt dessen lächelte sie Mama und mich an und Mama freute sich sehr.

Ich ging wieder in mein Zimmer zurück - Bald würde es Mittagessen geben und dann mußte ich Mittagsschlaf halten.

Als Mama zum Essen rief, war Papa noch nicht zurück und so mußten wir schon einmal alleine anfangen.

Plötzlich läutete es an der Türe Sturm und Mama schimpfte, weil Miriam davon sicherlich wach werden würde. Ich rannte zur Türe um nachzusehen, aber davor stand nur ein riesengroßer Tannenbaum, dann quetschte sich Papa daran vorbei und fragte aufgeregt, wie er mir gefallen würde. Ich stand nur mit offenem Mund da. Der Baum war so wunderschön und so groß!

Papa lachte und schob mich zurück, dann schleppte er den Baum ins Wohnzimmer. Ich hörte, wie Mama mit ihm schimpfte, weil er so laut und lange geklingelt hatte, aber als sie den Baum sah, war sie mit einem Mal still.

„Ist er nicht prächtig?“ Papa wollte sich nicht beruhigen .. „Ich habe ihn draußen vor der Stadt bei einem Förster gekauft und selbst im Wald aussuchen dürfen!“ „Der ist wirklich wunderschön!“ Mama küßte Papa und lachte. „So müssen wir wenigstens nicht die ganzen Feiertage Dein Mißgeschick betrauern!“

Am Mittag durfte ich dann nicht mehr ins Wohnzimmer. Am Abend würde das Christkind kommen und seine Geschenke unter den Weihnachtsbaum legen. Damit es sich freuen würde, wollten Mama und Papa den Baum wunderschön herrichten.

Ich packte meine Bilder in Geschenkpapier, damit auch ich für alle etwas zum Schenken haben würde.

Natürlich kam alles vom Christkind, aber die Menschen halfen dem Christkind beim Schenken, das immerhin, hatte ich verstanden.

Plötzlich hatte ich eine großartige Idee: Wenn die Eltern mit dem Schmücken beschäftigt waren, würden sie wahrscheinlich nicht merken, wenn ich mich in die Küche schleichen würde!

Auf leisen Sohlen schlich ich in die Küche. Dort hinten war die Türe zu meinem Ziel! Im Wohnzimmer klimperte und klirrte es. Man hatte mein Eindringen in die Küche noch nicht bemerkt.

Selbst das Knarren der Speisekammer-Türe blieb ungehört. Vorsichtig öffnete ich die Türe und schaltete das Licht ein ... Dort oben stand die Büchse mit den Keksen!

Ich stellte zwei Saftkisten aufeinander, um an das obere Regalbrett heranzukommen. Davor stellte ich den kleinen Schemel und darauf kletterte ich. Mein Herz jubilierte! Geschafft!

Auf den Zehenspitzen stehend konnte ich die Büchse erreichen. Vorsichtig nahm ich sie und kletterte von den wackeligen Kisten herunter. Unten angekommen setzte ich mich auf den Schemel und öffnete ehrfürchtig den Deckel. Zimtsterne! Mama hatte dieses Jahr Zimtsterne in ihrer Büchse versteckt! Ich nahm mir zwei, damit es nicht so auffallen würde, und legte sie beiseite. Dann kletterte ich noch einmal auf die Kisten und stellte die Büchse an ihren Platz zurück.

Schnell noch die Türe schließen und zurück ins Kinderzimmer! Mama und Papa waren die ganze Zeit so beschäftigt gewesen, daß sie meinen kleinen Ausflug gar nicht bemerkt hatten!

Unterm Weihnachtsbaum

Ich weiß, man soll nichts stibitzen, aber es machte solchen Spaß! Die Zimtsterne schmeckten wunderbar! Ich saß in meinem Zimmer und konnte mein Glück kaum fassen. Jetzt hatte Mama

die ganze Zeit so acht gegeben und kurz vor ihrem Ziel hatte ich es doch noch geschafft! Ich mußte grinsen. Ob Mama es bemerken würde?

Kurze Zeit später klingelte ein zartes Glöckchen im Wohnzimmer und ich wußte, nun war Bescherung. Ich rannte in den Gang und blieb vor der Wohnzimmertüre stehen. Papa kam zu mir und meinte, daß wir nun hineingehen könnten. Mama saß mit Miriam auf dem Arm auf dem Sofa und der schöne, neue Weihnachtsbaum stand in seiner ganzen Pracht, geschmückt und mit zahllosen brennenden Kerzen, mitten im Zimmer. Es roch nach Kerzenwachs und Lebkuchen. Ich sah Papa an und dann Mama und Miriam - alle lächelten.

Miriam war erstaunlich friedlich. Sie hatte ihr Köpfchen an Mamas Schulter gelehnt und bestaunte die vielen Lichter. Papa setzte sich neben mich und meinte, daß wir nun Weihnachtslieder singen sollten. Mama gab ihm die Kleine und ging zum Klavier. Wir sangen „Stille Nacht" und „Es ist ein Ros' entsprungen" und noch ein paar Lieder, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Danach aßen wir zu Abend. Es gab Ente, Rotkohl und Knödel. Und danach war Bescherung. Unter dem Baum lagen viele bunte Päckchen und an jedem war ein kleiner Anhänger, auf dem stand, für wen das Geschenk war. Ich wußte, wie mein Name aussah und so schaute ich auf jeden Anhänger und riß voller Begeisterung das schöne Geschenkpapier auf. Auch dieses Jahr hatte mich das Christkind reich beschenkt!

Als alle Geschenke ausgepackte waren, meinte Mama, daß es nun Zeit für ihre Weihnachtskekse sei. Ein schlechtes Gewissen beschlich mich nun doch. Ich versteckte mich, bevor sie aus der Speisekammer zurückkam - nur zur Sicherheit!

Mama öffnete die Dose, runzelte die Stirn, warf einen forschenden Blick in die Runde und fragte dann Papa, ob er sich von den Keksen welche genommen hätte. Ich wurde immer kleiner. Ich saß hinter dem Klavier und hoffte, daß sie mich vergessen hätten. Fast hätte ich ein bißchen geweint, aber dann dachte ich wieder an den

Spaß, den es gemacht hatte, die Kekse zu stibitzen. Ich bekam gar nicht mehr mit, was Papa antwortete, ich zog den Kopf zwischen die Knie und war mucksmäuschenstill.

„Ich bin mir sicher, daß es gestern noch mehr gewesen sind!“ Mama hörte sich nicht direkt wütend an, aber ich wußte, sie würde es werden, wenn sie herausfand, daß ich die Übeltäterin war.

„Wo steckt eigentlich die Kleine?“ Papa klang aufrichtig besorgt und fast wäre ich aufgestanden und hätte alles gebeichtet, aber Mama fragte sofort

„Hast Du die Kekse genommen?“ Gott sei Dank hatten sie mich noch nicht entdeckt. „Vielleicht ist sie schon in ihr Zimmer, um mit ihren neuen Sachen zu spielen?“ Aber Mama meinte lachend:

„Ich glaube, ich weiß was los ist. Letztes Jahr hat sie doch versucht, sich Kekse zu stibitzen. Vielleicht wollte sie es dieses Jahr wieder versuchen - nur erfolgreicher!“ Papa lachte. Beschämt dachte ich, daß Mama es wohl die ganze Zeit gewußt haben mußte.

„Komm Kleines, ich bin nicht böse mit Dir!“ Vorsichtig sah ich am Klavier vorbei und zu Mama. Sie hatte jetzt wieder Miriam auf dem Schoß und lächelte wirklich. Ängstlich stand ich auf, aber Mama lächelte immer noch.

„Das nächste Mal fragst Du bitte vorher. Ich weiß, es macht mehr Spaß, die Kekse zu stibitzen - die Spannung und so - aber Du hättest ja auch herunterfallen können, wie letztes Jahr!“

„Nein, Mama - ich bin doch jetzt schon groß!“

Alles in allem war es ein wunderschönes Weihnachtsfest und ich habe gelernt, daß es Spaß macht, Kekse zu stibitzen und daß Mama deswegen nicht unbedingt böse sein muß.

Ach ja, Zimtsterne sind immer meine Lieblingskekse geblieben!

Februar 1997

Wieder eine Momentaufnahme meines Lebens. Wie ein Flickwerk ziehen sich Berichte begonnener und nie erlangter Beziehungen durch meine Geschichte. Sie sind Dokumentation und Reflexion meines Lebens.

Zweifel und andere Unzulänglichkeiten

Der Moment

Manchmal begegnet man Menschen, die einen das Herz höher schlagen lassen. Gestern erging es mir so.

Ich war auf einer Party, zu Ehren einer Theaterpremier. Einige meiner Freunde und Bekannten hatten dabei mitgewirkt.

Zu Beginn sprach ich mal mit diesem, mal mit jenem Bekannten. Belangloses und Informatives, aber nur wenig Wichtiges - Dinge, über die man auf einer Party nun einmal so spricht.

Ich ließ meinen Blick schweifen und genoß die Anonymität der Masse. Einige bekannte Gesichter, die, wenn sie meines Blickes gewahr wurden, mir freundlich zuwinkten und viele die mir unbekannt waren.

Der Abend verrann und ich schwankte, ob ich gehen sollte. Eigentlich hatte ich zu Hause noch jede Menge unerledigte Arbeit vor mir, aber ich entschied mich dann doch zu bleiben - warum weiß ich nicht.

Die Freundin eines Freundes fiel mir immer wieder ins Auge. Ich hatte sie nur ein paar Mal zuvor gesehen, aber an diesem Abend schien sie mein Auge wie magisch anzuziehen. Anfangs bemerkte ich es nicht, dann wurde es mir peinlich und ich bemühte mich,

andere Leute zu mustern, aber immer wieder wanderte mein Blick suchend durch den Saal und suchte ihr Antlitz. In diesem Momenten war ich mir dessen kaum bewußt - es war, wie wenn man durch eine fremde Stadt geht, in der man jemanden kennt und in jedem wiederzuerkennen glaubt.

Im Laufe des Abends wechselten wir - die junge Dame und ich - nur drei, vier belanglose Worte, aber immer, wenn ich eine Weile an andere Dinge gedacht hatte, sah ich sie wieder oder sprach sie mich an.

Ganz allmählich sickerte die Erkenntnis, daß diese Frau eine eigenartige Anziehungskraft auf mich ausübt, in mein Bewußtsein. Was ging da vor mit mir? Ich sah sie an - diesmal bewußt - und mußte feststellen, daß jenes verhängnisvolle Pochen des Herzens sich einstellte. Ich sah in eine andere Richtung und, wie ein Magnet, zog mich ihr Blick wieder an. Sah ich sie an, schien sie in eine andere Richtung zu schauen. Vielleicht haben wir Menschen doch einen Sinn, der uns erkennen läßt, wenn wir betrachtet werden. Vielleicht braucht dieser Sinn dazu besondere Schwingungen ... Ich muß gestehen, ich weiß es nicht.

Ich begann mich zu fragen, ob ihre Blicke absichtlich auf mir ruhten und ob mein pochendes Herz ein Echo ihres Herzen sein könnte.

Ich bin in der Vergangenheit zu oft enttäuscht worden, um solchen Gedankenspielereien all zu große Aufmerksamkeit zu schenken, aber dennoch ließ mich ihr Anblick nicht in Ruhe. Irgend etwas regte sich in mir und verlangte nach Aufmerksamkeit. Enttäuschungen her oder hin.

Ich verlegte mich zunächst auf das stille Beobachten, was geschehen würde.

Der Tanz

Im Laufe der Stunden leerte sich der Saal. Und als nur noch die Schauspieler und einige, wenige Gäste anwesend waren, lockerte sich die Stimmung. Ausgelassen tanzten die meisten, manche als Paar, andere frei und unbekümmert. Ich hielt mich zurück, aber jene junge Dame war bei den ersten, die sich auf die Tanzfläche wagte. Sie tanzte vorwiegend alleine und verstand es, sich zu bewegen.

Ich saß auf meinem Stuhl nippte an einer Cola und dachte, daß ich wohl nie mehr tanzen werde. Seit Jahren hatte ich mich aus allem Tanzen herausgehalten, weil ich immer den Eindruck hatte, zwei linke Füße zu besitzen. Da war es besser und entspannender am Rand zu sitzen und dem fröhlichen Treiben zuzuschauen.

So ging das noch eine ganze Weile. Gelegentlich erbarmte sich jemand und wechselte ein paar unverbindliche Wort mit mir, aber im Großen und Ganzen saß ich nur da und beobachtete.

Dann, es waren nur noch eine Hand voll Leute da, die Musik spielte Genesis, wurde ich von einer Bekannten darauf hingewiesen, daß ich mich nun lange genug vor dem Tanzen gedrückt hätte und ein wenig unwillig ließ ich mich auf die Tanzfläche zerren. Nach wenigen Takten hatte ich das Gefühl, daß ich nicht alles verlernt hatte kann. Zwar waren meine Bewegungen monoton und kantig, aber sie fühlten sich nicht ganz unpassend an. Ich weiß, man soll in solchen Momenten nicht grübeln, sondern sich der Musik hingeben, aber ich hatte das Gefühl, daß ich mich nicht blamieren sollte, wollte ich die junge Dame nicht erschrecken. Einige Male tanzen wir nebeneinander und immer wieder fragte ich mich, was da mit mir geschah. Ich wünschte mir, dieser Frau nahe zu sein und dennoch überwog die Unsicherheit, daß ich mir meine kleinen Beobachtungen nur einbildete.

Ich war aber über mich selbst erstaunt - fast zwei Stunden lang tanzte ich mit den anderen und war bald völlig durchnäßt. Die hohen Temperaturen, die Bewegungen und meine innerliche Auf-

regung forderten einen Preis.

Der Weg

Wie jede Party, fand auch diese ein Ende, wenn auch ein ziemlich spätes, oder besser gesagt: ein sehr frühes.

Als ich von einer Zigarettenpause zurückkehrte, wurde bereits abgebaut. Nun bin ich kein Mensch, der vor solchen Arbeiten flieht und darum beteiligte ich mich an den Aufräum-Arbeiten und in erstaunlich kurzer Zeit fand der Saal zu seiner alten Kahlheit zurück.

Während des Aufräumens verlor ich sie aus den Augen. Sie flirrte mal hier, mal dort herum. Aber plötzlich stand sie neben mir und fragte mich, ob ich danach Zeit hätte, sie nach Hause zu fahren. Selbstverständlich und vor allem aus Neugier, sagte ich „Ja!"

Es verging noch eine Weile, dann bat sie mich, ihr zu helfen, ihre Sachen ins Auto zu schaffen, wir kämen dann noch einmal um uns von allen anderen zu verabschieden. Ich nahm auch gleich meine eigenen Sachen mit und wir machten uns auf den Weg. Unterwegs klärte sie mich dann auf, daß ich nur ihre Sachen fahren sollte, sie würde mit dem Fahrrad nach Hause fahren, aber auch dazu war ich natürlich bereit.

Sie blieb auf dem Weg zum Auto stehen und berührte mich, indem sie mir über den Rücken strich. Ich muß gestehen, was sie in dem Moment sagte, ist mir entfallen. Die selbstverständliche Vertrautheit der Berührung erschütterte mich. Nicht daß daraus etwas zu schließen gewesen wäre, aber dennoch, ich empfand es wie einen elektrischen Schlag, der Hormone in Kübeln in mein Blut schüttete.

Als wir zurück ins Theater wollten, war die Türe verschlossen. Von innen hatten wir sie öffnen können, von außen nicht.

Leider war es ziemlich kalt und ich war noch vom Tanzen ziemlich

verschwitzt - die kommende Erkältung nahm in meinen Gedanken bereits Gestalt an.

Wir pochten gegen die Scheiben, ohne daß uns jemand hören konnte. Wir warteten. Das gab mir Gelegenheit, ein wenig mit ihr zu reden. Wir sprachen über Belanglosigkeiten. Ich fragte sie, ob sie Auto fahren könne, aber sie meinte, daß sie seit dem Führerschein kaum mehr ein Auto gefahren habe und deshalb auch nicht fahren wolle. Meine Idee, ihr Fahrrad durch ein offenes Fenster zu halten und so mitzunehmen, war somit gestorben.

Eine Zigarettenlänge später, es kam mir wie Stunden vor, entschlossen wir uns endlich, ohne Verabschiedung aufzubrechen. In meinem verdrehten Hirn stellte ich die abenteuerlichsten Vermutungen darüber an, weshalb sie ausgerechnet mich gebeten hatte, ihre Sachen nach Hause zu chauffieren. Sie fuhr bereits los, während ich ich noch zu meinem Auto lief. Ich sollte sie auf der Östlichen Karl-Friedrich-Straße wieder treffen.

Der Ausgang

Weil die Scheiben vereist waren, hatte ich Angst, daß ich sie nicht mehr finden würde. Also ließ ich den Scheibenwischer das Eis notdürftig beseitigen. Aber über die ersten hundert Meter war es fast unmöglich etwas außerhalb eines kleinen Guckloches, etwa in der Mitte der Frontscheibe, zu erkennen . Das Gebläse auf höchster Stufe mühte sich redlich, brauchte aber zu lange.

Allmählich sah ich mehr. Die Seitenscheiben waren heruntergelassen, damit ich rechts und links etwas erkennen konnte.

Aus Angst, sie zu verpassen, nahm ich eine Abkürzung - und verfehlte sie darum erst recht! - Also den Weg zurück. Und da kam mir auch schon das schwankende Licht eines Fahrrades entgegen. Ich muß gestehen, als ich hinter ihrem Rad herfuhr hatte ich erstmals wieder die Gelegenheit nachzudenken. Was war ich im Begriff zu tun? Und was wollte ich tun?

Alles ging zu schnell. In einem Moment durchströmte mich ein Hochgefühl, im Nächsten hatte ich Panik, zu viel, zu schnell zu wollen. Was wollte ich denn? Das Gefühl einer Frau nahe zu sein, weckte ein sicher verpacktes Verlangen in mir. Wurde ich nun dem Diktat meines Verlangens unterworfen? Wenn sie mir zu verstehen geben würde, daß ich sie in ihre Wohnung begleiten solle - Was dann?

Ein nicht näher beschreibbares Gefühl schrie: Geh mit! Aber all mein bewußtes Sein verwehrte sich. Nicht, daß ich die Frau nicht als überaus attraktiv und reizvoll empfunden hätte, aber für mein Ich war dieses Tempo zu hoch. So leid mir diese Feststellung tat und so sehr mein Verlangen schmerzte, so genau wußte ich, daß dieser Abend eine Enttäuschung für mich bereithalten würde.

Nach kurzer Fahrt kamen wir bei ihr an.

Ich stieg aus und half ihr, das Fahrrad ins Treppenhaus zu bringen. Dann überreichte ich ihr ihre Sachen. Einen kurzen Moment lang zögerte sie, die Sachen anzunehmen und als sie sie schließlich nahm, blieb sie stehen, legte die Sachen zu Boden und wand sich noch einmal mir zu.

Sie nahm mich in den Arm und ihre Lippen senkten sich sanft auf die meinen. In einem Grenzbereich zwischen Leidenschaft und freundschaftlicher Verabschiedung ereilte mich ein emotionaler Orkan. In einigen Sekundenbruchteilen vergaß ich alles.

Zögern. „Wir sehen uns ja bald wieder..." Wieder ein Zögern „Also, bis bald", sagte ich. Zögern. „Ja, bis bald!"

Irgend ein rational gebliebener Teil von mir, oder die Angst vor dem Unbekannten, führten meinen Schritt zurück zum Auto und setzte mich auf den Fahrersitz.

„Also, bis dann!" hörte ich mich sagen, dann schloß etwas die Türe. Zögern. Dann startete dieses Etwas den Motor. Ich sah sie sehr langsam durch die Türe gehen und sich umwenden und mir nachschauen.

Mein Auto fuhr langsam an. Ich konnte den Blick nicht vom Hauseingang abwenden - und dabei sah man zu wenig von der Straße um schneller vorwärts zu kommen.

So lange mein Blick sie noch erreichte, war sie hinter der Türe stehengeblieben.

In einem Wechselbad der Gefühle fuhr ich nach Hause.

Das Nachspiel

Ich dachte mir, am nächsten Tag, frag deinen Freund um Rat. Er kennt die Frau schon länger und sicherlich kann er dir sagen, wie dieses Verhalten aufzufassen ist. Als er da war, beschlich mich ein unbestimmbares Gefühl - das Gefühl zurückhaltender Vorsicht und so erkundigte ich mich zunächst nach dem Stand seines Liebeslebens. Es war kein bewußter Prozeß und auch kein Mißtrauen, es war keine Erwartung und ich war auch nur einfach ängstlich. Irgend etwas, tief in mir, gemahnte mich achtsam zu sein - und hatte damit recht. Er gestand mir in wenigen Worten, daß er für eben jene Frau tiefe Empfindungen hegen würde.

Ich war konsterniert. Was konnte ich dazu noch sagen? Der Freund, welcher als einziger diese junge Frau näher kannte, mit welchem ich gerade dabei war, eine großartige berufliche Zukunft aufzubauen, war Mitstreiter um die Gunst der selben Frau. Ich war an diesem Tag nicht mehr fähig, mit ihm über das Ganze zu sprechen.

Ein paar Tage später nahm ich all meinen Mut zusammen und sprach ihn darauf an. Unsere Zukunft aufs Spiel zu setzen, ist nicht meine Art.

März 1997

Dies ist abermals eine Mischung aus Erlebnisbericht, Brief, Bekenntnis und künstlerischer Freiheit. Zum ersten Mal habe ich versucht, vertraute Formulierungen aufzubrechen und den Worten einen eigenen und vielleicht neuen Sinn zu verleihen. Man versteht den Text am besten als fragmentarischen Gedanken-Mitschnitt.

Seidenweicher Moment

Ein Gespräch um Klarheit zu erlangen - Sicherheit und Hoffnung. Der Flügelschlag einer Seele enthaucht die Freiheit der Entscheidung und drängt zu Tage, um im tiefen Grau einer klaren Nacht zu entschwinden. Argumentative Sätze stolpern über Brücken und verwehren der Wahrheit alle Macht. Kitzel eines Nervs entbrennt im Hirn einer verwirrten Kreatur und reizt zu undurchschaubarer Worthülsen-Weberei. „Hilfe der Wahl - Ein Wort genügt!" Aber die Gelassenheit kehrt sich in hoffnungslose Müdigkeit.

Erst der Scherz infiltriert die Angst. Hoffnungslos gefangen in der Hoffnung.

Reiz des unbekannt Geahnten. Frei erkunden und bekennen, aber nichts versprechen. Handlungsfreie, beruhigend schlummernde Begierde. Ein zaghaftes Erahnen und Berühren, ein vorsichtiges, huschendes Lächeln. Wandelnder Moment und belebende Freude erheben sich und schlagen Brücken des Vertrautseins. Unbekannte Regionen locken fahrende Tastungen und erspüren frohes Erwünschen. In einer Sekunde an Millionen Erfahrungen teilhaftig werden und in einem Ausbruch von Gier erfassen.

Sanfte Behutsamkeit durchwebt den Augenblick und berührt die Seele. Seidenweicher Moment. Langsam wirken suchende Wahrnehmungen und berauschen den Geist. Taumel der Erfühlung. Sacht anwachsende Kenntnis erschließt den Mantel der Nacht

und zerteilt ihn. Auf dem Laken einer sanften Seele erwachsen Wirklichkeiten einer unergründlichen Realität. Kennen wird zur Belagerung der Sinne.

Heiße Erwartung und ängstliches Schweigen bereiten einen Empfang. Nicht gefüllt mit unbezähmbarem Verlangen, versinkt der Augenblick im Nebel der Wahrfühlung. Bezaubert und berauscht erliegen Wachheit und Gewalt.

Kein Ziel versperrt den Weg in die Wahrhaftigkeit des Momentes. Kleine Trauer verziert das Lächeln und verspricht Augenblicke des Glücks. Ein nicht Wollen erhebt seinen Einspruch und verflüchtigt sich unbeantwortet.

Und danach? Menschen-belebende Heiterkeit durchzieht die Seele und verwandelt sich in Genuß der Teilhaftigkeit. Gedanken durchblitzen den Geist und versinken im Wohlgefallen. Erinnerung an den wachsenden Moment.

In einer Konvulsion entlädt sich das Erlebte.

Eine andere Nacht, ein Traum in Klang und sanfter Berührung. Der Baß läßt den Bauch im Takt der Glückseligkeit taumeln und die Hitze durchdringt den Schutzwall der Vorsicht. Rhythmus, Herzschlag - Einklang der Empfindlichkeit.

Der Rausch einer Wahrnehmung, das Kitzeln von Haar, der zarte Duft, den der geliebte Körper verströmt. Fein tastende Hände verschränken Finger und ersehnen Nähe. Die Musik singt leise Lieder und schlägt den Takt zur sinnlichen Berührung. Ein lang vergessenes Sehnen erfüllt das Herz und berauscht die Sinne. Moment des Einklangs.

In einem Crescendo erbebt die Erde und teilt sich; ihr Herz pocht und verströmt erdige Wahrnehmungen. Salzige Haut erfüllt Gaumen und mit geschlossenen Augen verfolgt der Mund die Konturen.

Brandender Applaus durchtost das Hirn. Einmal noch! Berückend erfüllt die Fortsetzung die Menge mit immer größerer Begeiste-

rung.

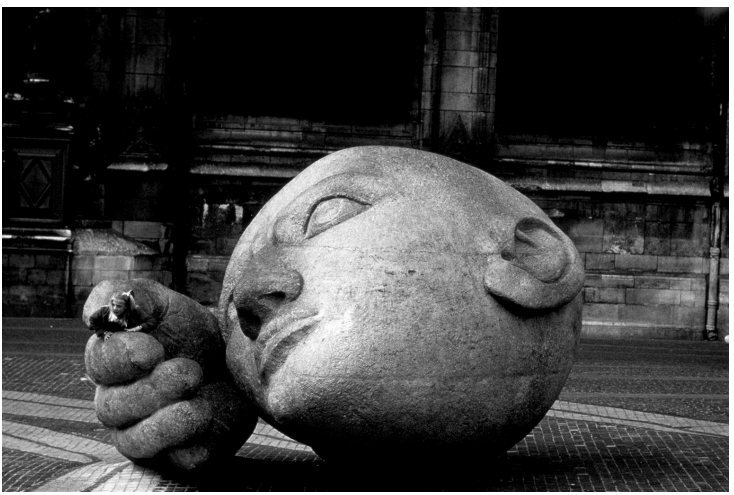
Kühle der Nacht schlägt ins Gesicht der erhitzten Seelen.

Neugierig abfühlend erkunden. Was, wie, wer, warum.

Gespräch und Genuß, Berührung und Erfahrung. Ein Gaumen erquickt mit wunderbaren Geschmäckern.

Neugieriges Beobachten, erfreutes Erkennen und berauschendes und erfüllendes Erfühlen. Sacht erkundende Hände stoßen auf bereitwilliges Genießen und bewegen das Herz. Erschöpfung und Aufregung, Sehnsucht und Freiheit eröffnen neue Kammer und Erfahrungen. Auf wogenden und wallenden Gefilden, den Spielen der Körper sich hingeben und belebende Gefühle ergreifen. Geruch wird zum Kissen, Berührung zu einer Decke. Kein Gedanke - nur erlebte Gefühle und dennoch - in der Freiheit liegt Angst. Halb gehaucht, halb gebissen, ein Kuß erfüllt die Wahrnehmung und raubt Atem. In einem Taumel durchfährt die Nacht den Morgen und sendet eine Warnung. Sacht und widerwillig den Genuß ruhen lassen und die eigenen Grenzen wiedererhalten. Der Körper teilt sich und wird zum eigenständigen Ich.

Ein warmes Gefühl durchströmt den Tag und läßt die Hektik schweigen. Zarte Erinnerung umspielt das bebende Gefühl und bereichert die Empfindung.



Juni 1997

Auch am Ende einer Beziehung gibt es Gefühle. Andere, als zu Beginn, aber nicht minder tief. Von diesen Gefühlen handelt dieses kurze Fragment und der daran anschließende Brief.

Erahnter Abschied

Die Tage ziehen ins Land und hinterlassen immer neue Narben auf der Seele. Keine gewaltigen Kerben, sondern nadelstich-feine Eindrücke in die Hülle eines erlebten Seins.

Warum? Warum nicht? Wo liegt das Problem? Bin ich zu gering? Oder doch nur als Freund genug? Wo liegt in all dem der Sinn? Habe ich - wieder einmal - alles falsch gemacht?

Sanft wachsendes Verstehen verdrängt die Zweifel und eine träge Traurigkeit legt sich über das Erkennen. Die Ahnung verstärkt die Angst und die Lethargie. Das Unvermeidbare hinausschieben, das Gesicht der Wahrheit meiden - und damit ungewollt verletzen...

Kleine Fetzen unbeugsamer Hoffnung vergehen im Licht des Tages und selbst die Letzten verlieren sich im Erahnen einer anderen Wahrheit. Ist es wirklich schon so weit? Ist der Zeitpunkt da, Lebewohl zu sagen? Das Beste nur zu wünschen und seiner eigenen Wege zu gehen?

Kleine Tränen verlieren sich in der Kühle des Alltages. Es ist nicht änderbar und damit auch nicht mehr zu kontrollieren! Schweige Herz - und mach Platz für Neues! Der Magen verkrampft sich in Erwartung der Worte, Taten und Erkenntnisse, die dieser Tag bringen wird.

Abschied - eine Ahnung nur - und doch mehr.

Die Zukunft hat begonnen, nur will das Ich dies noch nicht wahr

haben.

Meine Liebe,

Ich stelle mir Dich vor und mein Herz lacht, aber gleichzeitig verkrampft sich etwas. Das ist es, was mich bewegt - das Lachen und der Krampf, oder sollte ich besser sagen, die Angst? Ich habe Angst, das bißchen zu verlieren, was ich an Dir habe - Die Illusion einer Beziehung. Vielleicht hattest Du von Beginn an Recht und ich wollte nie etwas anderes... Aber alles in mir wehrt sich gegen diese Überlegung. Ich kann und bin mit recht wenig zufrieden und glücklich, nur haben wir es offensichtlich nie geschafft dieses Gefühl der Gemeinsamkeit zwischen uns zu entwickeln, das ich dafür benötige.

Was lief falsch? Wo lag das Problem? Ich weiß es nicht... So sehr ich mich bemüht habe, zufrieden zu sein, so unglücklich war ich darüber, daß wir nicht wirklich zusammen waren. All diese kleinen Gesten, die dezenten Hinweise auf Ablehnung, die kühle Distanz - das sind Dinge, mit welchen ich nicht umgehen kann. Für mich gehört es dazu, sich zu bekennen, daß man zusammen ist. Das muß nicht in „veröffentlichter Intimität" ausarten, darf aber auch nicht in einem „Sich-Fremd-Sein" enden. Ich denke, daß dies der entscheidende Punkt ist, an welchem das intellektuelle Verstehen nicht ausreicht, um die Gefühle zu beschränken.

Um es klar zu sagen, ich bin verliebt in Dich, noch immer und vielleicht inzwischen tiefer und ernsthafter. Ich erkenne jedoch meine und Deine Grenzen und ich ahne, daß sich in Deinem Leben einige Dinge tun oder getan haben. Ein Gefühl sagt mir, daß Du jemandem begegnet bist, der Dich bewegt. Ob Du mit diesem Menschen nun bereits innerlich verbunden bist oder nicht, spielt dabei keine Rolle. Ich denke ich verstehe es in jedem Fall.

Gestatte mir meine Traurigkeit - sie wird vergehen. Und denke nicht, daß Du Fehler begangen hättest - das hast Du nicht, ebenso wie ich nichts wirklich bedaure. Es war eine verwirrte und verwickelte Zeit, mit vielen Belastungen und Verwirrungen und vielem, was zu anderen Zeiten anders, vielleicht weniger beeinträchtigend

wäre. Ja, jeder von uns hat seine Macken und Neurose - die meine ist es, alleine zu bleiben oder verlassen zu werden, Deine mag die Angst vor Nähe sein.

Wie beendet man ein solches Schreiben? Wie findet man den rechten Ton, der Vertrauen schafft und dennoch versöhnlich wirkt?

Du bedeutest mir zu viel, als daß ich damit zufrieden sein könnte, daß wir miteinander nicht glücklich sein können! Also, ergreife Dein Leben und bleibe mir gewogen, - ich werde versuchen den innerlichen Abstand für mich wieder zu finden.

Dein Stefan

ZH·560 112

September 1997

Diese Geschichte entstand in einer sehr schwierigen persönlichen Lebensphase. Beziehungen brachen und finanzielle Probleme forderten meine Aufmerksamkeit. Dennoch soll diese Geschichte kein Trauerspiel sondern ein Spiel mit Möglichkeiten sein. Nichts ist unglaubwürdiger, als die Realität - aus diesem Grund habe ich diese Geschichte erfunden.

Der Tod fährt mit

Ein Meteoritenschauer erhellte die Nacht. Fast langsam zogen die leuchtenden Streifen ein Muster auf das Firmament. Er sah hinab auf sein Feuer. Die Scheite waren beinahe heruntergebrannt. Mit einem langen Stock rührte er die Glut auf, bis wieder ein warmes Strahlen davon ausging. Es war eine ganz besondere Nacht. Er zog seine Jacke enger um sich und ließ sich wieder zurücksinken. Dort oben, weit entfernt strahlten und funkelten die zahllosen Sterne um die Wette. Er mußte kurz lächeln. Erinnerungen durchstreiften sein Hirn: Das Lachen eines Kindes, die Wärme eines jungen Frauenkörpers, laute Schreie und eine schreckliche Explosion. Dann, von dumpfen Selbstvorwürfen und sinnlosem Weinen angefüllte Momente. Er versuchte sich mit seinen Fäusten diese Gedanken aus dem Kopf zu schlagen. Über ihm ignorierten die Sterne seine Wut und glänzten weiter. Tränen ließen den prachtvollen Anblick verschwimmen.

Wie lange war das alles her? Waren wirklich erst fünf Jahre vergangen? Dennoch schien es ihm, als wenn es gestern gewesen wäre. Er war mit Sicherheit der glücklichste Mensch auf Erden gewesen. Er hatte eine wundervolle und wunderschöne Frau und sie hatten zusammen ein kleines Mädchen. Sie war ein Geschenk der Götter und er war von den Göttern gesegnet.

So lebten sie vier Jahre lang. Seine Tochter wuchs heran und erkundete immer mehr von ihrer kleinen Welt. Wann immer er

Zeit hatte, spielte er mit ihr und zeigte ihr, was diese Welt alles an Wundersamem zu bieten hatte. Seine Frau war zart und liebevoll. Sie gab ihm das Gefühl, der beste Ehemann der Welt zu sein.

Die Tränen brannten ihm in den Augen, wenn er an die beiden dachte. Er wiegte sich sanft, wie wenn er seine Tochter im Arm halten würde. Aber es war ein Trugbild und er wußte es. Um so mehr schmerzte ihn die Vorstellung.

Sie hatten ein kleines Häuschen mit einem großen Garten. In dem standen zahlreiche Apfel- und Birnbäume. Er hatte sich vorgestellt, seiner Tochter beizubringen, wie man auf diese Bäume kletterte, wie man ein Baumhaus baute und wie man wundervolle Abenteuer in solch einem Garten erleben konnte.

Seine eigene Kindheit war ein Martyrium gewesen. Schon als Säugling war er in ein Waisenhaus gekommen. Seine Eltern waren bei einem Schiffsunglück ums Leben gekommen und es gab niemanden, der den kleinen Jungen aufziehen wollte. Im Heim war er mit anderen Kindern aufgewachsen, die ständig versuchten, alles zu stehlen. Es galt das Gesetz der Stärke. Nur wer Gewalt hatte, konnte einigermaßen sicher sein.

Noch heute fühlte er die Wut, die ihn damals dazu antrieb, der Mächtigste und Gefährlichste unter all den Kindern zu werden. Unbarmherzig kontrollierte er die Anderen. Und wenn sich eines der Kinder seinen Wünschen nicht beugen wollte, dann bekam es seine Größe und Kraft zu spüren. Und hinterher wußte niemand, wer diese Nase blutig und jenen Arm gebrochen hatte. Er war ein jähzorniges und gewalttätiges Kind, das die Erwachsenen nach Belieben manipulieren konnte. Mit sechzehn verließ er das Heim und begann eine Lehre. Es kam die Zeit der Kämpfe um die Gunst der Mädchen. Mehr als ein Konkurrent um irgendeine Dorfprinzessin mußte mit gebrochenen Knochen anerkennen, daß er ihm unterlegen war. Und die Dummchen, die er eroberte, himmelten ihn an.

Mit der Zeit wurde es langweilig, anderen die Knochen zu brechen und die Unschuld junger Mädchen auszunutzen. Er sehnte

sich nach etwas, was er selbst nie kennengelernt hatte, nach einem Zuhause. Er sehnte sich nach einer liebevollen und zärtlichen Frau und nach Kindern. Eine Veränderung ergriff ihn und er wurde ruhiger. Seltener mußten Menschen in seinem Umfeld mit gebrochenen Rippen und Nasen ins Krankenhaus eingeliefert werden. Er wurde so ruhig, daß seine Freunde ihn verließen und ihn Spießer nannten. Abends besuchte er eine Abendschule, um sein Abitur nachzuholen und tagsüber arbeitete er hart auf zahllosen Baustellen. Nach und nach verblaßte die Erinnerung an sein früheres Ich. Er fand neue Freunde, die nichts von seiner Vergangenheit wußten. Er galt als zuverlässig und vertrauenswürdig.

Eines Tages traf er Sie! Und es war, als wenn er nur auf ihr Erscheinen gewartet und sich darum geändert hätte. Sie war klein und zart, fast zerbrechlich und hatte ein Herz, das die ganze Welt umfassen konnte. Wochenlang schwelgte er in Liebesträumen, ehe er sich traute, sie anzusprechen. Zu seinem Erstauen hatte sie sogleich Vertrauen zu ihm und ihre großen blauen Augen sahen selig zu ihm auf.

In einer sternenklaren Nacht, wie der heutigen, hatte er sie das erste Mal geküßt. Und es war, als wenn in diesem Moment ein Feuerwerk den Himmel erleuchtet hätte. Von da an waren sie beide zusammen. Er war ein fürsorglicher und verantwortungsvoller Freund und sie war, trotz ihres gesunden Selbstbewußtseins, eine wundervolle Partnerin. Nach zwei Jahren trauter Gemeinsamkeit heirateten sie. Er baute für sie beide ein kleines Häuschen und sie richtete ihr neues Zuhause liebevoll von dem Wenigen, was er verdiente, ein. Es dauerte abermals zwei Jahre, bis sie schwanger wurde. War er bislang fürsorglich, wurde er nun geradezu ängstlich um ihr Wohlergehen besorgt. Keine Last, die er ihr nicht abgenommen hätte, kein Genuß, den er ihr nicht gegönnt hätte.

Und dann die Geburt. Er litt mit seiner Frau, als sie sich unter den Wehen krümmte. Und als der Kopf zum Vorschein kam, weinte er still in die Schulter seiner Frau, die vor ihm saß und laut schrie. Wenige Augenblicke später war seine Tochter geboren.

Ab diesem Moment war sie sein Ein und Alles. Schon während sie noch in der Wiege lag, baute er ihr einen Sandkasten im Garten und wann immer er Zeit fand, ging er mit ihr und seiner Frau spazieren und erzählte von den Wundern, die die Welt zu bieten hatte. Sie sollte eine andere Kindheit erleben, als er sie erleiden mußte. Das hatte er sich geschworen.

Als sie größer wurde, spürte man die enge Verbindung zwischen Vater und Tochter. Viele, die die kleine Familie besuchten, staunten darüber, wie sehr er sich für seine Tochter interessierte. Keine Aufgabe war ihm zu schmutzig und kein Trösten war ihm zu lang. Und die Mutter betrachtete die Beiden nur lächelnd.

Als die Kleine größer wurde, unternahmen die Drei immer größere Ausflüge. Er zeigte seinen „beiden Frauen", wie er sie nannte, das von der Welt, was ihm in seiner Kindheit und Jugend verwehrt geblieben war.

Seine Tochter war gerade vier Jahre alt geworden, als sich der Himmel über seinem Leben verdüsterte.

Eines Abends klingelte es an der Türe und seine Frau öffnete. Ein Mann erkundigte sich nach ihm und verlangte eingelassen zu werden. Er sei ein Jugendfreund.

Als sich beide gegenüber standen, brach die vergessen geglaubte Vergangenheit über ihn herein. Hier stand ein Mann, der früher einmal sein engster Vertrauter im Heim und später in der Zeit seiner Jugend gewesen war. Er sah gut gekleidet und wohl ernährt aus. Möglicherweise hatte auch er den Schritt zu einem geordneten Leben vollzogen.

„Ein hübsches Haus hast Du da!" Er konnte nur nicken. „Und eine noch viel hübschere Frau!" Abermals nickte er nur. „Und ich habe gehört, daß Du Vater einer wundervollen kleinen Tochter bist!" Zum dritten Mal nickte er nur.

„Aber nun zum eigentlichen Grund, warum ich hier so überraschend auftauche! Ich habe mich gefragt, ob mein guter,

alter Freund nicht Interesse hätte, ein paar besonders lukrative Geschäfte zu machen! Stell Dir vor, Du würdest genug verdienen, um nicht mehr deinen Buckel krumm machen zu müssen, damit ihr genug zu Essen habt!" Er schwieg nur, keiner Regung fähig. „Ich habe da ein paar Freunde, die einen Fahrer brauchen - und da dachte ich an Dich! Du warst immer der Beste, wenn es darum ging, das Gaspedal voll durchzutreten!"

Erinnerungsfetzen umnebelten sein Hirn. „Und daß Du Geld brauchen kannst, das sieht man! Schau mich an! Dies ist ein Sakko von Armani und das sind handgearbeitete Schuhe aus London! Ich sage Dir, mit den richtigen Verbindungen kann man heute alles erreichen. Und jetzt, habe ich mir gedacht, will ich Dich an meinem warmen Geldregen teilhaben lassen. Der alten Zeiten willen!" Er wedelte mit einem Bündel tausend Mark Scheinen. „Wenn Du willst, nehme ich Dich mit, damit Du die Leute kennenlernen kannst!"

Fast willenlos ließ er sich hinausführen und in den teuren Sportwagen setzen.

„Von Null auf Hundert in 6 Sekunden - das ist doch was?" Paralysiert mußte er mit ansehen, wie sie nach einigen Kilometern durch ein Tor auf ein herrschaftliches Anwesen fuhren. Ein Butler öffnete die Wagentür und er stieg aus. Mit offenem Mund bestaunte er die Villa. Sein Freund packte seinen Arm und zerrte ihn die Treppe hinauf. „Komm schon!" Unter goldenen Kerzenleuchtern führte er ihn einige Gänge entlang bis in einen Salon. Einige Männer waren anwesend. Alle sahen sehr kultiviert und wohlhabend aus. Er fühlte sich in seinem billigen Anzug fehl am Platz. „Das ist der Mann, von dem ich Euch erzählt habe! Wenn es einer schafft, dann er!" Einige Männer kamen zustimmend nickend auf ihn zu, andere wanden sich desinteressiert ab.

Ein Mann kam auf ihn zu. „Guten Abend!" Er fühlte sich unfähig zu antworten. Der Mann betrachtete ihn aus harten, unnachgiebigen Augen. „Bist Du sicher, daß er der Richtige ist? Er macht nicht den Eindruck, besonders kaltblütig zu sein!" „Ich bin mir

sicher. Es gibt keinen, der es mit ihm aufnehmen kann!"

„Nun gut, dann wollen wir einmal sehen. Geleite ihn zum Simulator. Wenn er versagt, dann weißt Du, was nicht nur ihm blüht!"

Sein Freund nahm wieder seinen Arm und raunte ihm zu: „Komm schon Alter, enttäusche mich jetzt nicht! Wenn Du versagst, dann verläßt keiner von uns lebend dieses Haus!"

Spätestens jetzt hätte er erkennen müssen, in welch prekärer Lage er sich befand. Aber immer noch vermischten sich Erinnerungsfragmente mit den Wahrnehmungen der Realität. Er war unfähig, sich zu wehren oder auch nur zu verstehen, was um ihn herum geschah. Sein Freund drängte ihn in einen dunklen Raum. Lichter blinkten und Konsolen warfen ein unwirkliches Licht. Sein Freund öffnete so etwas wie ein Kapsel. „Setz' Dich hier hinein. Du mußt einfach nur die Strecke fahren - und das so schnell wie möglich! Dieser Simulator wird gelegentlich Dinge auf der Strecke auftauchen lassen, die Du umfahren mußt, ohne dabei an Geschwindigkeit zu verlieren. Und jetzt - Laß fetzen, Alter! Ach ja, Du hast drei Versuche. - Das hatten alle anderen vor Dir ebenfalls!" Der Freund schloß die Kabine und er war alleine. Er saß im Fahrzeugcockpit eines Sportwagens. Ein kleines Lenkrad und zahlreiche beleuchtete Instrumente beherrschten die Amaturen. Durch die Frontscheibe war eine Straße zu erkennen. Alles wirkte irgendwie unwirklich - zu eckig, zu gleichförmig. In Fernsehberichten hatte er so etwas schon gesehen. In solchen Simulatoren konnten Piloten das Fliegen und Rennfahrer ohne Gefahr neue Strecken kennenlernen. Modernste Computer sorgten dafür, daß man alles für fast real hielt.

Er hatte schon in Spielhallen gesehen, wie sich Jugendlich an vergleichsweise primitiven Geräten Wettkämpfe lieferten. Hier jedoch war die Simulation perfekt. Wenn er zum Seitenfenster hinaus sah, konnte er eine Umgebung erkennen. Und wand er sich um, dann sah er die Straße hinter sich.Eine rote, blinkende Schrift auf der Frontscheibe verlangte seine Aufmerksamkeit.

BITTE STARTEN SIE DEN MOTOR! DIE SIMULATION

BEGINNT IN EINER MINUTE!

Er drehte den Zündschlüssel. Der Wagen sprang an. Selbst das sanfte Vibrieren des Motors war zu spüren. In großen Zahlen zählte der Simulator von 60 rückwärts. Instinktiv legte er den ersten Gang ein und ließ den Motor aufheulen. Als es noch zehn Sekunden bis zum Start waren, überkamen ihn Zweifel, was er hier tat und ein Instinkt riet ihm, das Ganze abzubrechen. Aber eine tief verwurzelte Neugier ließ ihn dennoch ausharren. Er spielte mit dem Gas und fühlte, wie sich das Fahrzeug aufbäumte, darauf wartete losgelassen zu werden. 3, 2, 1, START! Er ließ die Kupplung ruckartig kommen und schaltete rasend schnell in den immer nächst höheren Gang. Die Strecke war zunächst gerade. Dann kamen leichte Links- und Rechtskurven. Alles war leicht zu beherrschen. Er verringerte die Geschwindigkeit nicht. Dann kam eine Steigung, dann eine Kuppe und nach der Kuppe kam überraschend eine fast rechtwinklige Kurve.

Er bremste mit kreischenden Reifen und nahm die Kurve in einem atemberaubenden Tempo. Wieder beschleunigte er auf Höchstgeschwindigkeit. Nun wurden die Kurven schärfer und kamen in immer kürzerer Folge. Ohne groß vom Gas zu gehen, bewältigte er sie alle. Dann, ohne jede Vorwarnung, lag ein großer Gegenstand auf der Straße. Mit Gewalt riß er das Auto zur Seite und danach zurück, da plötzlich ein Lastwagen entgegen kam. Die Strecke wurde immer schwieriger, aber er schien mit dem Fahrzeug verwachsen zu sein. Jede noch so komplizierte Situation meisterte er mit geradezu erschreckender Perfektion. Das Auto und er waren eins. Das hohe Singen des Motors, das Stampfen der Kolben und sein Herzschlag waren im Einklang. Immer wieder lagen Gegenstände auf der Strecke und jedes Mal umfuhr er sie, ohne abzubremsen oder mit dem entgegen kommenden Verkehr zu kollidieren. Es war ein Rausch, der ihn mitriß - die Geschwindigkeit und das Gefühl diese Macht zu kontrollieren.

Plötzlich wurde die Frontscheibe dunkel und das Auto verstummte abrupt. Auch die Vibrationen waren verschwunden. Erst ganz langsam erinnerte er sich, daß er in einem Simulator saß und daß

all dies nicht echt gewesen war. Es war eine perfekte Täuschung seiner Sinne.

Die Kabine öffnete sich und sein Freund strahlte ihn an.

„Das war ... Alter, mir fehlen die Worte!" Die Männer aus dem Salon standen um den Simulator herum und nickten beifällig. Mancher konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

Der ältere Mann, der ihn begrüßt hatte, kam auf ihn zu und half ihm aus dem Inneren des Simulators. „Mein Glückwunsch, junger Mann! Sie sind der erste, der es geschafft hat! Vor ihnen haben sich bereits über zwanzig junge Männer daran versucht und einige schafften sogar ein paar Hindernisse, aber keiner schaffte sie alle! Ich muß sagen, wir sind beeindruckt! ... Kommen Sie, wir wollen alles besprechen!"

Man führte ihn zurück in den Salon und reichte ihm einen Whiskey.

Der ältere Mann betrachtete ihn eine Weile und meinte dann: „Setzen Sie sich! Sie werden sich sicherlich fragen, wozu das alles gut sein soll! Ich werde es Ihnen verraten. Wir haben vor, den größten Postraub aller Zeiten zu begehen! Und in Zeiten modernster Computertechnologie, werden wir alle Hilfsmittel nutzen, die uns zur Verfügung stehen. Sehen Sie, die größte Schwachstelle in unserem Plan ist die Flucht mit der Beute. Die Ordnungshüter werden nicht ruhig zusehen, wie wir uns mit 100 Millionen Mark aus dem Staub machen. Hier kommen Sie ins Spiel! Wir haben einen Sportwagen so präpariert, daß er aus dem Simulator heraus ferngesteuert werden kann! Sie sehen auf dem Schirm, was um den Wagen herum geschieht, ohne in Gefahr zu geraten, verhaftet zu werden. Wird der Wagen geschnappt..." Er zuckte mit den Schultern „dann haben sie niemanden, den sie verhaften könnten. Aber damit das nicht geschieht, haben wir Sie! Sie werden über den Weg noch genau instruiert."

Der Mann erhob sich. „Ach ja, was den übrigen Plan betrifft.. Je weniger Sie wissen, um so weniger können Sie ausplaudern!"

Sein Freund faßte ihn bei der Schulter und führte ihn hinaus. „Mein Gott! Du hast nur einen Versuch gebraucht, um das Ding zu beherrschen! Komm, ich bringe Dich jetzt nach Hause!"

Zu Hause erwartete ihn seine völlig verstörte Frau. Sie fragte ihn, was geschehen sei. Aber er schwieg. Überhaupt war er ab jenem Abend sehr still. Sein „Freund" kam alle paar Tage und holte ihn ab und er mußte wieder und wieder das Fahren im Simulator üben. Seiner Frau sagte er nichts von all dem.

Nur wenn er alleine mit seiner Tochter spielte, hätte man ihn weinen sehen können. Sie fragte ihn, warum er weine und er meinte, lediglich vor Glück.

Ein paar Wochen später kam der Freund und sagte, daß es nun so weit sei. Am nächsten Tag würden sie den Coup starten und er solle sich bereit halten. Zum ersten Mal seit Wochen hob er den Kopf und sah seinen „Freund" an. „Nein!" Der Freund fing an, herum zu schreien. Er trommelte mit seinen Fäusten auf ihn ein, aber es war, als wenn ein Kind einen Riesen schlagen würde. Er schüttelte nur den Kopf und blieb ganz ruhig. Nach etlichen Beschimpfungen ging der „Freund". Wie er sagte, um es den anderen beizubringen.

In dieser Nacht schien es ihm, als wenn eine gewaltige Last von seiner Seele gefallen wäre. Er liebte seine Frau zunächst heftig und später voll sanfter Geduld. Bis in die frühen Morgenstunden lagen sie beieinander und er glaubte, alles überstanden zu haben. Am Morgen schlüpfte er leise aus dem Schlafzimmer und ging hinüber ins Kinderzimmer, zu seiner Tochter. Sie erwachte, als er die Tür öffnete. Er nahm sie sanft in den Arm und wiegte sie wie ein Baby hin und her. Die Kleine genoß die Nähe und nach einer Weile meinte sie, daß sie Hunger habe. Die Beiden schlichen sich in die Küche und bereiteten ein Sonntagsfrühstück. Er nahm ein Tablett, stellte eine einzelne Rose in einer schlanken Vase darauf und ging mit der Keinen und dem Frühstück zurück ins Schlafzimmer.

Es wurde ein genußreicher Morgen, mit vielen Krümeln im Bett

und viel Gelächter.

Als er gerade aufstehen und das Geschirr in die Küche bringen wollte, wurde plötzlich die Schlafzimmertüre gewaltsam aufgestoßen. Drei Männer mit Pistolen drangen ein. Sie trugen schwarze Mäntel und Sonnenbrillen.

„Los, Schlampe, komm her - und bringe Deinen Balg mit!"

Er wollte sich ihnen entgegenwerfen, aber einer schlug ihn mit dem Griff seiner Pistole zu Boden. Die Kleine weinte und ihre Mutter war schreckensbleich. Die Beiden ließen sich hinausführen. Ein Mann blieb neben ihm hockend zurück.

„Da siehst Du, was geschieht, wenn man sich uns widersetzt! Wenn Du sie lebend wiedersehen willst, dann tu, was wir Dir sagen!" Er erhob sich und trat ihm noch einmal in die Rippen.

„Dein Freund kommt in zwei Stunden. Ich rate Dir, diesmal zu tun, was wir von Dir verlangen!"

Als er wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, rannte er schreiend durch das Haus, aber niemand hörte ihn. Er schlug auf Wände ein und hinterließ ein Trümmerfeld in der Wohnung. Nach einer Weile wurde er ruhiger. Eine seltsame Klarheit durchflutete seine Gedanken. Er ging in den Keller und suchte seine Pistole. Er wußte, daß irgendwo, in irgend einer Kiste noch eine Pistole aus früheren Tagen liegen mußte. Und ausreichend Munition.

Nach einer schier endlosen Suche fand er sie. Liebevoll strich er ihren Lauf entlang. Er reinigte sie eilig und lud das Magazin, weil in Kürze sein „Freund" kommen würde.

Als der kam, war die Pistole im Bund der Hose unter seiner Jacke verborgen. Ausreichend Munition in den Taschen, ließ er sich in die Villa fahren. Der „Freund" schwieg. In der Villa angekommen, wurde er in den Simulator-Raum geführt. Nur Wenige waren anwesend. Zwei Männer saßen an den Konsolen und sein „Freund" setzte sich in der Nähe auf einen Stuhl.

„Steigen Sie ein. Sie wissen, was zu tun ist!“ Oh ja, er wußte, was zu tun war. Er setzte sich in den Simulator und wartete auf das Signal. Nach einer Weile kam der bekannte Schriftzug: BITTE STARTEN SIE DEN MOTOR! DIE SIMULATION BEGINNT IN EINER MINUTE! Nur, daß es diesmal keine Simulation sein würde.

Er startete den Motor. Das leichte Surren beruhigte ihn ein wenig. Die Zahlen zählten rückwärts und ihm war, als wenn sich die Abstände zwischen den Wechseln endlos dehnen würden. Noch zehn Sekunden. Der Motor heulte auf. Das Fahrzeug schien wieder einmal unruhig darauf zu warten, losgelassen zu werden. Bei fünf Sekunden verschwand die Schrift und ein BITTE WARTEN! blinkte ihm entgegen. Man hatte ihn darauf hingewiesen, daß das geschehen könnte, wenn der Zeitplan durch irgend einen Umstand durcheinander geriet. So hieß es warten, den Motor weiter laufen lassen und in der Konzentration nicht nachzulassen. Es dehnte sich scheinbar endlos. Plötzlich blinkte ein START! Und er ließ die Kupplung springen. Die Reifen quietschten und das Fahrzeug beschleunigte. Diesmal schien alles viel realer. Während er mit Höchstgeschwindigkeit durch die Landschaft fuhr, war sein Kopf so klar wie seit langem nicht mehr. Er sah sich, wie von oben, im Simulator sitzen und seinen Reflexen folgend die Straßen entlang fahren. Seine Gedanken jedoch schmiedeten Pläne, wie er es diesen Monstern heimzahlen könnte.

Plötzlich sah er im Rückspiegel einige Polizeifahrzeuge, die sich näherten. Die Straße wurde kurviger und er hatte alle Mühe das Fahrzeug mit Höchstgeschwindigkeit durch die Kurven zu bringen. Die Polizeifahrzeuge fielen zurück. Einer überschätzte sein Können und überschlug sich, als sein Fahrzeug aus der Kurve flog.

Nur ein Gedanke beherrschte sein Hirn. Wie konnte er es dieser Bande heimzahlen und seine Frau und seine Tochter retten. Er nahm an, daß man die Beiden hier in der Villa eingesperrt hatte. Für eine schwache Frau und ein verängstigtes Kind würde man keine Wache abstellen und da er annahm, daß diese drei im Simu-

lator-Raum die Einzigen im Haus waren, war er sich sicher, daß er sie überrumpeln könnte.

Als die Strecke gerade wurde, ließ er das Lenkrad los, öffnet ruckartig den Kabineneingang, sprang heraus, die Pistole in der Hand. Was aus dem Auto würde, war ihm egal. Die beiden Männer und sein „Freund" waren völlig überrumpelt. Mit drei Schüssen, kurz hintereinander, streckte er sie alle drei nieder, ehe er auch nur einmal Atem geholt hatte. Sein „Freund" lag im Sterben. Mit letzter Kraft rief er: „Du alter Hundesohn, Deine Frau ist ..." Doch die Worte erstarben auf seinen Lippen und er brach vollends zusammen. Die beiden anderen waren auf der Stelle tot.

Hinter ihm hörte er ein Krachen. Er sah sich um und konnte im Cockpit des Simulator sehen, wie sich „sein Auto" mehrfach überschlug. Der Simulator rüttelte und schüttelte sich. Man konnte durch die Scheiben sehen, wie Flammen aus dem Fahrzeug schossen. Ein ohrenbetäubender Knall war zu hören. Dann Verdunkelte sich die Darstellung und der Simulator rührte sich nicht mehr. Es war totenstill im Raum. Er löste sich langsam aus seiner Erstarrung. Vorsichtig sah er zur Türe hinaus. Die Pistole im Anschlag erkundete er das ganze Gebäude und die Nebengebäude, aber er fand keine Menschenseele.

Seine Gedanken begannen zu rasen. Wo waren Sie? Wo konnten diese Monster sie versteckt halten? War es ein Fehler gewesen, so zu handeln? Fragen über Fragen, auf die er keine Antwort wußte.

Nach Stunden, die er durch das Anwesen geirrt war, entschloß er sich nach Hause zu fahren. Er nahm das Auto seines „Freundes" und fuhr, als würde er im Simulator sitzen.

Zu Hause war alles dunkel. Keine Menschenseele war zu sehen. Er stürmte in sein Haus. Alles lag ebenso zerschlagen da, wie er es hinterlassen hatte.

Er brauchte Stunden, um sich zu beruhigen. Und auch dann mehr aus Erschöpfung. Er sank auf das Sofa und schwebte zwischen Wachsein und Traum. In diesem Zustand durchlebte er die

Schrecken dieses Tages noch einmal.

Ein Klingeln riß ihn aus seinem Dämmerzustand. Wer war das? Er zückte die Pistole und ging an die Türe. „Wer ist da?“ - „Hier ist die Polizei, bitte öffnen Sie die Türe!“ Mit einer Mischung aus Erleichterung und Angst öffnete er, nachdem er die Pistole hinter seinem Rücken in den Hosenbund gesteckt hatte.

„Ja, bitte?“ „Entschuldigen Sie die späte Störung, aber wir müssen Sie bitten, uns auf das Präsidium zu begleiten!“ „Können Sie mir nicht sagen, um was es geht?“

„Nein, wir haben nur den Auftrag, Sie auf das Präsidium zu bringen!“ - „Augenblick, bitte! Ich ziehe mir nur rasch etwas über!“ Er schloß die Türe und versteckte die Pistole, dann zog er eine Jacke an und ging hinaus.

Auf dem Präsidium mußte er einige Zeit warten. Er war hin- und hergerissen zwischen der Angst um seine Frau und seine Tochter und der Angst vor dem, was er getan hatte.

„Bitte kommen Sie!“ Ein Beamter in Zivil geleitete ihn in einen karg eingerichteten Raum, der offensichtlich für Verhöre genutzt wurde. Nachdem der Beamte ihn zur Person befragt hatte, was ein Anderer protokollierte, fragte er ihn:

„Wissen Sie, wo sich Ihre Frau befindet?“ Alles hätte er erwartet, aber nicht diese Frage. „Wieso fragen Sie mich das?“ „Setzen Sie sich. Ich muß Sie fragen, ob Sie wissen, wo sich Ihre Frau im Moment aufhält!“

„Ich weiß es nicht...“ „Sie wissen, daß Sie verpflichtet sind, die Wahrheit zu sagen!“ „Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich es nicht weiß!“ - „In Ordnung, dann fangen wir mit heute morgen an. Was war heute morgen?“

„Keine Ahnung ... Nichts besonderes!“

„Hören Sie, wir haben Ihr Haus durchsucht, nachdem niemand anwesend war, und haben einen Großteil der Einrichtung zer-

schlagen vorgefunden. Glauben Sie nicht, daß das etwas eigenartig ist?“ „Mein Gott, wir hatten einen Streit, aber was geht Sie das an?“ „Hören Sie mir gut zu! Wenn Sie mit uns zusammenarbeiten, dann ist es wesentlich einfacher für Sie! Ich will nun wissen, warum die Einrichtung zerschlagen ist!“ „Ich sage jetzt nichts mehr ohne meinen Anwalt!“ „Verdammt! Ist Ihnen eigentlich klar, in welcher Lage Sie sich befinden? Oder was man aufgrund dieser Tatsachen schließen könnte? Ich will Ihnen helfen! Sagen Sie mir endlich, was bei Ihnen vorgefallen ist!“ „Ich habe Ihnen nichts zu sagen!“

Der Beamte erhob sich und begann, unruhig hin und her zu laufen. „Sehen Sie, einige sehr eigenartige Umstände zwingen mich dazu, Ihnen diese Fragen zu stellen. Und glauben Sie mir, es ist auch für mich kein Vergnügen! So viele Dinge sind heute geschehen und ich habe keine Ahnung, was für einen Reim ich mir darauf machen soll. Ich frage Sie noch einmal: Wo ist Ihre Frau?“ Er schüttelte nur den Kopf.

„So kann es nicht weiter gehen! Sehen Sie, Ihnen und mir läuft die Zeit davon! Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß es für Sie ebenso wichtig ist, zu antworten, wie für mich!“ Plötzlich durchzuckte Ihn ein Gedanke. Wenn dieser Polizist irgend etwas über seine Frau und seine Tochter wußte... Oder aber, wenn es nur eine gut ausgedachte Falle war? „Hören Sie zu! Ich will es Ihnen etwas leichter machen, weil wir sonst morgen noch hier sitzen könnten, und das wollen wir Beide nicht, oder? Also: Wir wissen, wo Ihre Frau ist und wenn Sie uns helfen, dann helfen wir Ihnen!“ - „Meine Frau wurde ... ich weiß nicht, wie ich das sagen soll ... also ...“ Die Worte schnürten ihm die Kehle zu. „Heute morgen“ ... war es wirklich erst heute morgen gewesen? ... „Drei Männer stürmten in unser Schlafzimmer und entführten meine Frau und meine kleine Tochter. Sie schlugen mich zu Boden und ließen mich einfach liegen. Danach, als ich wieder bei Bewußtsein war, wütete ich durch unser Haus. Ich zerschlug alles, was mir in den Weg kam.“

„Und warum wollten Sie nicht darüber mit uns sprechen?“ „Meine

Frau und meine Tochter wurden entführt! Sollte ich Ihr Leben aufs Spiel setzen?"

„Haben Sie sich nicht gefragt, wieso wir sie abgeholt haben könnten?" „Natürlich, aber ..." „Bitte seien sie jetzt stark!" „Was ist geschehen?" „Ihre Frau und Ihre Tochter sind tot. Es tut mir außerordentlich leid, Ihnen dies mitteilen zu müssen..."

Er war unfähig, sich zu bewegen, unfähig, zu weinen. Er flüsterte: „Aber wie?" Im Grunde wußte er, was geschehen war. „Es ist eine sehr eigenartige Geschichte. Heute wurde ein Postamt ausgeraubt. Die Beute betrug annähernd 100 Millionen Mark! Die Täter brachten die Beute in einen PKW und flohen unerkannt in einem anderen Fahrzeug. Als unser Leute sich diesem PKW näherten, startete das Auto, ohne daß ein Fahrer zu erkennen gewesen wäre. Auf den Rücksitzen konnten die Beamten zwei Personen, eine Frau und ein Kind, erkennen. Das Fahrzeug flüchtete mit stark überhöhter Geschwindigkeit. Wir haben versucht, das Fahrzeug zu verfolgen, aber es entkam auf einer kurvenreichen Waldstrecke. Dann plötzlich, wir hatten schon fast die Verfolgung aufgegeben, da die Hubschrauber den Wagen auch nicht mehr ausfindig machen konnten, hörten wir von einer Explosion, die in der Nähe stattgefunden haben soll. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß es sich um das Fluchtfahrzeug handelte. Es war von der Straße abgekommen und gegen einen Baum geprallt. Ihre Frau und Ihre Tochter waren auf der Stelle tot, noch ehe das Fahrzeug explodierte.

Anhand des Personalausweises ihrer Frau kamen wir auf Sie. Zunächst hatten wir den Verdacht, daß Sie in diese Geschichte verwickelt sein könnten, aber Nachbarn erzählten uns, daß sie gesehen haben, wie Ihre Frau und Ihre Tochter von drei fremden Männern in ein Auto gezerrt wurden."

Mit unbeweglicher Miene lauschte er dem Beamten. Tot! Tot! Sie waren tot! Und er war Schuld daran! Hätte er getan, was von ihm verlangt worden war, wären sie noch am Leben! Aber nun waren sie tot!

„Sie entschuldigen bitte, aber ich muß das fragen... haben sie irgend eine Ahnung, wer die Entführer gewesen sein könnten? Unsere Techniker haben festgestellt, daß das Auto ferngesteuert wurde. Somit haben wir kaum einen Anhaltspunkt, wer oder wo die Täter sein könnten."

Er stieß einen lauten Schrei aus und stürzte zur Türe. Der Beamte folgte ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Kommen Sie! Soll ich einen Arzt rufen? Sie stehen noch unter Schock!"

Er schüttelte die Hand ab und versuchte abermals zur Türe zu gelangen.

„Ich kann Sie noch nicht gehen lassen, das müssen Sie verstehen!"

Man brachte ihn in eine Zelle. Hier endlich brachen sich die Tränen ihre Bahn. Er weinte, jammerte und schrie die ganze Nacht. Und am nächsten Morgen, als man ihn abermals zum Verhörraum brachte, war er endlich wieder ruhig.

„Ich möchte eine Aussage machen!" In kurzen, abgehackten Sätzen schilderte er dem Beamten seine Geschichte. Der Beamte notierte sich einiges und bat ihn anschließend, ihn zu der Villa zu führen.

Aber nichts war zu finden. Weder der Raum voller Technik, noch die Leichen, die er zurückgelassen hatte. Der Besitzer war seit mehreren Monaten auf einer Weltreise und der zuständige Verwalter lag nach einem Autounfall im Krankenhaus. Die Beamten fanden nicht einen einzigen Fingerabdruck.

„Im Grunde genommen haben sie Glück gehabt! Wo keine Leichen sind, kann man Sie auch nicht des Mordes anklagen. Aus unserer Sicht ist die Sache für Sie damit erledigt. ... Ich hoffe, sie kommen über Ihren Verlust hinweg!"

Er sah hinab auf sein Feuer, das auszugehen drohte. Wie ein Hohn klangen diese Worte durch seinen Kopf. „Im Grunde genommen haben sie Glück gehabt!“

Er hob den Kopf zum Himmel und ein markerschütternder Schrei durchschnitt die Stille der Nacht.

Dezember 1997

Dieser düstere Text entsprang einer Depression. Er spielt mit den Chimären der Nacht und vermittelt den Schrecken eines Alptraumes. Dieser Text ist ist nichts für sanfte Gemüter...

Einflüsterungen

Nacht

Die Stille erstickte die Klarheit des Tages. Kleine Tropfen von Unsicherheit sickern in mein Bewußtsein und vernebeln die Erkenntnis einer gesicherten Existenz. Vor den Fenstern zieht ein Abend herauf, der eine verhängnisvolle Nacht ankündigt. Stimmen. Zuerst leise raunend, unverständlich und lediglich verunsichernd; dann aber immer machtvoller und vereinnahmender. Kleine Wortfetzen lassen das Grauen einer weiteren durchwachten Nacht erahnen. Aber sie steigern sich noch. Werden zu Sätzen zusammenhangloser Worte, die auf eine unverständliche Art dennoch ängstigenden Sinn vermitteln. Und in einem Crescendo schreien die Stimmen auf mich ein. Das Brüllen der Nacht verschlingt meine Seele.

Alles ruht. Die Schwärze schweigt mich an. Wo sind die Stimmen? Warum schweigt diese Stille so aufdringlich? Was ist geschehen?

Mein Leib ist schweißgebadet. Der Wecker zeigt vier Uhr. Stunden vor Morgengrauen. Ich lege mich wieder zurück in die Kissen und atme schwer. Hundert-einundfünfzig, hundert-zweiundfünfzig, hundert-dreiundfünfzig. Bei einhundert-vierundfünfzig verliert sich mein Bewußtsein.

Die Stimmen kehren zurück. Sie raunen mir wieder zu. Sie umgarnen mich, spielen mit dem letzten Rest meines Ich. Ich will sie

nicht! Verschwindet ihr Hostien der Nacht! Verlaßt meine Seele! Schenkt mir nur einen Moment der Ruhe in dieser Nacht! Aber die Stimmen jammern und jaulen. Sie klagen an und sie begehren, sie verlangen und sie drohen. Ich werde ganz klein, fast unsichtbar. Die Stimmen diktieren und befehlen, sie kreischen und schreien. Immer lauter schreien sie. Sie werden schriller und lauter. Gehorche! Gehorche! Gehorche!

Der schale Geschmack einer durchlittenen Nacht belegt meine Zunge. Schlaftrunken greife ich nach dem Wecker. Sieben Uhr dreißig. Zeit aufzustehen.

Tag

Hektik, Furcht und Anspannung treiben mich durch den Tag. Immer wieder peitschen sie mich weiter und weiter und führen letztlich doch nirgendwo hin. So sehr ich möchte, so wenig geht, was ich will. Windmühlen können auch nicht schwerer zu bekämpfen sein.

In einem stillen Moment frage ich mich, wann dieser Wahnsinn ein Ende finden wird. Niemals. Auf alle Fälle nicht, ehe ich demselben anheim gefallen bin. Oder ist dort ein silberner Streif? Läßt er mich weiter taumeln und mein Glück versuchen? Was, wenn jener Streifen nur die schwache Reflexion eines anderen Unterganges ist? Wie hundert Sonnen so hell und dennoch nur das Ende? Unumstößlich und nicht zu bewältigen?

Nein! Das ist mein Ziel! Sinn und Zweck all meines Strebens! Ersehnter Fixpunkt all meiner Bemühungen! Jenseits aller Stimmen liegt die Stille! Die beruhigende und alles umfassende Stille! Weltenall und Kosmos des Friedens! Ende aller Einsagungen!

Vorbei der Moment der sehnsuchtsvollen Besinnlichkeit.

Kreischende Wahrheiten der Realität überhäufen den Wunsch mit schrecklichen Befürchtungen. Nur der silberne Streifen bleibt. Was immer er auch ist.

Ich durchleide den Tag um eine weitere beunruhigende Nacht zu erwarten.

Ich

Ihr Stimmen könnt mir den Verstand nicht rauben! Es ist der meine! Ich bin Herr meines Ich und nicht ihr! Schweigt, ihr Schlagen meiner Einbildungen! Ich will euch nicht länger lauschen!

Schweigt! Euer Wutgeschrei erschreckt mich nicht! Ihr könnt heulen und klagen, es wird mich euch nicht näher bringen!

Ich höre Euch überhaupt nicht mehr! Ihr seid nicht existent! Ich bilde mich Euch nur ein! Weil ich zweifle! Weil ich Ängste habe! Ihr habt keine Macht mehr über mich! Der Streifen verkündigt die Wahrheit und die Erlösung! Er ist meine Zukunft - und nicht Ihr! So sehr Ihr Euch auch wehren mögt, mein Entschluß steht fest! Ich bin ich!

Ich kenne Euch nicht!

Das Bett zerwühlt, vom Kampf mit dem Ich. Der Schädel voller Bilder. Ich schrecke auf. Stille. Die Stimmen sind nur in mir mir - und nicht in der Nacht! Höre doch! Alles ist ruhig! Hör zu! Das Pochen meines Herzens klingt einem Trommelwirbel gleich. Ich kralle mich in mein Kopfkissen und raube mir selbst den Atem. Schweige Herz! Verrate nicht Deinen eigenen Verstand!

Doch da sind sie wieder. Beharrlich folgen sie dem letzten Rest meines Verstandes wie Bluthunde. Und hetzen ihn. Lauter und lauter, und schriller und gefährlicher, immer näher und schließlich, in einem gewaltigen Brüllen vergeht die Nacht.

Wahn

Poch. Poch-poch. Poch-poch-poch.

Endlos setzt es sich fort und verliert sich im letzten Winkel einer Idee. Ja, nein, vielleicht, warum nicht, egal... Wandernde Gedanken treffen sich, halten einen kleinen Schwatz und verlieren sich in einem Nebel von Hoffnungslosigkeit. War da nicht einmal eine Idee?

Ein Gedanke, der Licht in diesen Dunst grauer Gedanken brächte? Ein Blitz, der die Nacht der Stimmlosigkeit erleuchtete?

Poch. Warum machst Du das? Poch-poch! Weshalb versuchst Du Dich überhaupt? Poch-poch-poch. Komm! Laß es sein und laß Dich fallen! Es gibt nichts, wofür es sich zu kämpfen lohnt! Gib Dich hin und laß Dich gehen! Treibe auf Deiner Angst! Gib ihr nach und vergiß all Deine Gedanken! Sie sind nicht mehr als Wellen auf einem Teich - Sie vergehen! Poch. Komm schon! Vergiß alles! Poch-poch. Gib Dich auf! Poch-poch-poch.

Aufwallende Gefühle spülen ein paar Zweifel beiseite und verlanden. Diese graue Nacht umwölkt mein Haupt und die Welt unter mir verliert an Konturen. Was ist das überhaupt - Welt? Und was ist das, Nacht? Was bin ich?

Ein ruhiger Ton erklingt. Wie ein Leuchtfeuer bahnt er sich einen Weg durch das Grauen in mein Herzen. Da ist irgend etwas. Der Gesang verlockt mich zu verweilen, mich umzuwenden und dem Klang zu folgen. Der Ton läßt die Stimmen verstummen. Ja, dort, das bin ich. Ich bin ich. Der Ton trägt mich über die Wellen und überall hinterläßt er weitere kleine Wellen, die sich brechen und neue Wellen gebären. Der Ton wird heller. Wie ein silberner Streifen. Keine Stimmen mehr! Aber viele, sich durchdringende Wellen. Es liegt Friede darin. Und Stille.

Ich fühle meinen Atem. Er geht leicht und leise. Und ein goldener Glanz hat mein Zimmer erfaßt. Fast fühle ich mich getragen. Ich lausche in mich. Ruhe. Ich lausche in die Welt und erkenne das Zwitschern von Vögeln. Ein Sonnenstrahl erhascht mein Gesicht und blendet meine Wahrnehmung. Die letzten Zweifel zerfallen zu Staub.

Diese Nacht ist vorüber.

März 1998

Erlebte Wahrheiten sind das Salz in der Suppe des Lebens. Verpaßte Gelegenheiten und vertane Chancen haben die unangenehme Nebenwirkung, das allgemeine Wohlbefinden zu beeinträchtigen. Darum habe ich diesen Text verfaßt - um zu bewältigen und zu lernen.

Kluft und Hoffnung

Freunde haben gelegentlich eine belebende Wirkung auf mich - und manchmal auch die Eltern von Freunden. So auch gestern.

Jannie und Beate luden mich zu einem Folk-Rock-Konzert mit TriYann ein. Seit vielen Jahren mag ich diese Art von Musik und ich bin nur zu träge, um häufiger zu solchen Konzerten zu gehen. Ich ließ mich, obwohl es mir gesundheitlich nicht gut ging, dazu überreden. Nach einem ausgiebigen und "einfachen" Abendessen, ich frage mich manchmal, was manche Leute unter einfach verstehen, fuhren wir nach Ludwigsburg.

Schon vor dem Konzert packte mich ein eigenartiges Fieber. Ich ließ meinen Blick über die Menschen schweifen, die da hereinströmten. Es waren Frauen und Männer aller Altersklassen und aller gesellschaftlicher Schichten. Viele vom Leben benachteiligte, andere, die einem Modemagazin entsprungen zu sein schienen. Meine Freunde vergaß ich fast in all dem Getümmel. Mein Blick wanderte suchend umher und dennoch wußte ich nicht, nach was ich eigentlich Ausschau hielt.

Kurz bevor das Konzert begann, gingen wir in den Saal. Die anderen wollten ganz nahe zur Bühne, sie sind nun einmal echte Fans... Normalerweise wäre ich mit ins dichte Getümmel der zuckenden Leiber geeilt, aber ich fühlte mich unwohl. So blieb ich ganz hinten, wo man mehr Platz zum Atmen und zum Bewegen hatte.

Eine junge Frau stand plötzlich neben mir und zog meinen Blick magisch an. Sie war sehr elegant gekleidet, was sie schon einmal auf einem Folk-Rock-Konzert zu einer Außenseiterin machte. Sie trug einen dunkelblauen Blazer und hatte ihr blondes Haar zu einem langen, festen Zopf geflochten. Ich betrachtete die Silhouette ihres Gesichtes. Es war zierlich - weder weich, noch streng. Aber sie machte einen eigenartig traurigen Eindruck auf mich. Ich stellte mir vor, daß Sie die Karte geschenkt bekommen hatte, sonst wäre sie kaum hier und in der letzten Reihe.

Kurz bevor die Musik jedes Gespräch im Keim zu ersticken konnte, erschien Sebastian, der Sohn von Beate und Jannie und meinte, er wolle lieber auch hier hinten stehen. Vorne sei es ihm zu eng. Ein leichtes Bedauern streifte mich. Ich hätte dieses zauberhafte Geschöpf sicherlich in ein Gespräch verwickeln können, aber mit Sebastian neben mir wurde es viel schwieriger. Und ehe ich diesen Gedanken zu Ende denken konnte begann das Konzert.

Zu meinem allergrößten Erstaunen schien die Frau plötzlich aus ihrer Strenge zu erwachen. Sie klatschte, schrie und sang begeistert mit. Und sie bewegte sich im Takt! Mancher mag denken, daß das normal sei, aber in den hintersten Reihen eines Konzertes ist es alles andere als normal! Und so waren sie, Sebastian und ich das Aktivzentrum am anderen Ende des Saales. Ich bewahrte bewußt einen gewissen Abstand zu ihr. Ich wollte nicht zu aufdringlich erscheinen. Aber bei einem Konzert, wenn man begeistert mitgeht, ist körperlicher Kontakt, und sei er noch so flüchtig, schwer zu vermeiden. Ihr Zopf schwang im Takt hin und her und ich muß gestehen, einen Großteil des Konzertes verpaßte ich, weil ich sie beobachtete. Gedanken durchhuschten mein Gehirn. Ob Sie mit einem Typen wie mir?.... Wie konnte ich sie ansprechen? Wo gab es einen Anknüpfungspunkt? Warum hatte ich nicht sofort etwas zu ihr gesagt, als noch die Gelegenheit dazu bestand?

Ab und zu schien sie auch einen Blick auf mich zu riskieren. Über die Schulter hinweg und äußerst verstohlen. Vielleicht wunderte

oder störte sie sich an meinem Gesang oder vielleicht sah sie einfach nur in die Gegend, wie man das bei Konzerten nun einmal tut... Ich weiß es nicht.

Das Konzert steigerte sich immer weiter und dieses wunderbare Geschöpf folgte dem Rhythmus der Inszenierung, wie alle anderen auch, vielleicht ein wenig mehr als andere. Immer drängender wurde der Wunsch sie kennenzulernen. Nein, eigentlich der Wunsch ihr nah zu sein. Noch näher als ich ihr schon war. Ich konnte ihr Parfüm riechen. Ab und zu streifte mich ihr wippender Zopf und je länger es dauerte, um so mehr verlor ich mich in einem Empfinden von wohliger Geborgenheit und schmerzhafter Trennung. Einfach die Arme um diesen warmen Körper schließen, dem sanften Rhythmus der Musik folgend sich wiegen und einem Traum aus Klängen sich hingeben. Nur Zentimeter entfernt marterte mich der unüberwindliche Abgrund des Nichtkennens. Sie schien mir vertrauter, als manche Frau, mit welcher ich die Nacht verbracht hatte. Die Dramaturgie verlangte, daß auf ein gewaltiges und mitreißendes Stück ein lyrisches Liebeslied folgen mußte, was in einem Crescendo endete. Wie, in all dem Lärm, sollte ich nur diese Kluft überwinden? Ich ahnte den Ausgang des Abends und alles in mir bäumte sich dagegen auf! Es durfte nicht enden, wie so viele zufällige Begegnungen! Ich wollte sie wiedersehen! Aber wie? Meine Finger spielten mit einer Visitenkarte, die ich bei mir hatte. "Ich würde Sie gerne wiedersehen!" und dabei ihr die Karte geben. Sie könnte entscheiden ob, oder ob nicht. Aber wann? Und dann war da noch Sebastian! Ich weiß nicht recht, was mich an der Vorstellung störte, daß es es mitbekam. Vielleicht wollte ich nicht, daß er miterlebte, wie ich eine Abfuhr erhielt. Statt dessen drehte und wendete ich die Worte in meinen Gedanken, atmete den Hauch eines Traumes und tanzte mich in eine Trance. Als sie merkte, daß ihr Zopf mich streifte, wenn er sich im Takt hin und her schwang, legte sie ihn sich über die Schulter. Ich suchte den Kontakt mit ihren Augen, aber sie gab mir keine Gelegenheit.

Und immer weiter ging der Tanz der Gefühle. Schloß ich die Augen, konnte ich fliegen, meinen Träumen folgen und Hoffnun-

gen malen - öffnete ich aber dieselben, dann war da eine Kluft. Ich streckte sehnend meine Hand aus, in der Hoffnung sie unbemerkt berühren zu können. Aber die Angst hemmte die Bewegung und ließ mich weiter leiden. Ich malte mir aus, wie ich sie ansprach, wenn das Konzert vorüber wäre.

Und dann kam das letzte Lied und die erste Zugabe. Wieder begann sie vor Begeisterung zu hüpfen und zu klatschen und wieder schlossen Sebastian und ich uns an. In einem Taumel erlebte ich den Höhepunkt des Konzertes. Hin und her gerissen zwischen Hoffen und Bangen, zwischen Genießen und Leiden. Dann kam ein sanftes und leises Liebeslied. Mein Herz schien platzen zu wollen. So nah und dennoch unerreichbar! Sie wurde ebenfalls ganz still. Dann tosender Applaus. Ob noch eine Zugabe folgen würde? Und ehe ich es richtig gewahr wurde, schob sie sich zwischen den Menschen einige Meter weiter nach vorne. Ich sah sie sich umwenden und, wenn ich es mir nicht nur einbildete, mir einen bedauernden Blick zuwerfen. Meine Gedanken rasten. Sebastian alleine stehen lassen und ihr folgen? Oder war das nun wirklich zu aufdringlich? Die Musiker kamen zurück und die Entscheidung wurde mir abgenommen. Ich konnte nur hilflos zusehen, wie sie klatschend und singend der Musik folgte. Mir war das Singen vergangen. Wieder griff ich in die Tasche meines Sakkos und drehte und wendete die Visitenkarte.

Ich mußte ihr folgen! Ich mußte sie einfach wiedersehen! Vielleicht würde sie sich nie mehr melden, aber ich hätte es zumindest versucht! Aber andererseits würde ich dann nur noch vor dem Telefon sitzen und warten... Ein niemals enden wollendes Hoffen wäre die Folge. Aber sie einfach gehen zu lassen? Die Illusion einer innigen Beziehung streifte meine Gedanken. Was für ein Hohn. Zu feige sie anzusprechen, aber hochtrabende Träume haben! Ein letztes Mal brandete der Applaus auf und wollte nicht enden. Die Saalbeleuchtung ging an und im Augenwinkel sah ich eine Bewegung. Weit vor allen anderen strebte sie dem Ausgang entgegen. Hastig sagte ich Sebastian, daß ich noch etwas erledigen müsse, ließ ihn verdutzt stehen und versuchte ihr zu folgen. Als ich den Ausgang des Saales erreichte, zog sie ihren Mantel an

und eilte in Richtung Parkplatz hinaus. Halbherzig folgte ich ihr. Sie sah sich ein letztes Mal um. Wieder hatte ich das Gefühl, das sie mich bedauernd ansah. Unser Blicke berührten sich. Ich wollte schreien, rennen, ihr folgen, aber meine Beine und meine Stimme verweigerten mir den Dienst.

Ein schales Gefühl blieb, als sie in die Nacht entschwand - halb Bedauern, halb Weinen. Oh, Gott! Was hätte ich nicht alles tun können, um sie anzusprechen! Warum hatte ich es nicht getan? Was war nur los mit mir?

Immer noch roch ich ihr Parfüm und nur langsam verschwamm das Gefühl ihrer Nähe. Ich war sehr still an diesem Abend. Meine Freunde wollten mich aufheitern. Sie ahnten nicht, was mit mir an diesem Abend geschehen war. In kleiner und gepflegter Runde tranken und aßen wir und später fuhr ich nach Hause.

Es hatte mich schwerer erwischt als ich es mir hätte träumen lassen. In jedes vorbeifahrende Auto sah ich hinein und hoffte sie zu erkennen.

Manchmal begreife ich nichts und manchmal viel zu wenig. Vielleicht ist heute ein guter Tag, ein neues Leben zu beginnen.

Oktober 1998

Private Aufzeichnungen nehmen einen wichtigen Stellenwert in der Summe meiner Texte ein. Das Schreiben von fast tagebuch-ähnlichen Fragmenten übt und schärfte den sprachlichen Verstand. Ganz nebenbei genieße ich das Schwelgen in Erinnerungen. Und der unbeteiligte Leser? Vielleicht kennt der Leser die beschriebenen Gefühle und Hoffnungen, vielleicht kann er aber auch neue entdecken...

Das Warten

Liebe ?,

Manchmal streift mich der Hauch des Glücks und geht vorüber. Bedauern sickert dann in mein Bewußtsein und ich frage mich, was ich falsch gemacht habe. Ich habe vergessen wie Du heißt! Mein Gedächtnis ist ein Sieb, das nur die erfreulichen Dinge und das Sinnvolle, bewahrt - aber bei Namen versagt es.

Da sitze ich, nichtsahnend, schreibe an einem Buch und Du setzt dich neben mich. Du bist, wie Du sein sollst: Schön, begehrenswert und einen Hauch einsam. Nicht gesucht, aber darüber gestolpert.

Eine Unachtsamkeit, eine Lappalie Deinerseits, bringt uns ins Gespräch. Das Feuerzeug vergessen, im Auto... Ich danke dem gnädigen Schicksal. - Aber das später erst.

Zuerst sitzt Du und schweigst, zwirbelst selbstvergessen Haare und liest einen Reiseführer von New York. Hinter gespielter Gelassenheit steigert sich der Wunsch in mir, Dich anzusprechen, Dich kennenzulernen.

Ich schaue Dich an und für einen Augenblick schaust Du zurück. Wir treffen uns auf halben Weg. Aber Du weichst nicht suchend

aus. Du lächelst und ich zweifle.

Wo bleibt der Anlaß? Du siehst intelligent und wunderbar aus. Still! Schwelge nicht im Unerreichbaren! Fasse Dich in Deiner Einsamkeit! Nicht der Flirt ist die Liebe des Lebens.

Dennoch schwelgt das Herz, endlich wieder einmal einen ungezwungenen Flirt leben zu dürfen. Ohne Hast, ohne Zwang.

Ich versuche mich auf mein Schreiben zu konzentrieren, aber es gelingt nur schwer. Der Blick wandert und sucht Ausreden, neben mich schauen zu dürfen. Ein Unfall, draußen, bietet sinnlosen Anlaß. Das alte Gefühl, das des Unwertseins, überwältigt mich und ich konzentriere mich wieder auf meine Arbeit. Ich folge dem Verlauf Deiner gelockten, goldenen Haare.

Die Kleidung, salopp und edel - nicht protzig. Ein schmales Halstuch ersetzt dekorativ anderen Schmuck. Ein dunkelblauer, weiter Pulli mit weitem Ausschnitt auf einer weißen Bluse. Dazu eine Jeans.

Ich habe keine Ahnung, weshalb es mir wichtig scheint. Aber Du bist, wie ich es träume.

Als Du Dir eine Zigarette drehst, bin ich erleichtert und gestatte mir ebenfalls eine Zigarette. Unmerklich hatte ich darauf verzichtet, weil ich nicht wußte, ob es Dich stört.

Ich gebe Dir schweigend Feuer. Die Stimme verweigert den Gehorsam. Du dankst und ich hauche ein "Kein Problem". Ich muß an meinem Mut und meiner Gelassenheit arbeiten.

Die Zeit vergeht und ich wundere mich, daß Du nicht gehst. Normalerweise wäre eine Frau, die ich bewundere, nun schon verschwunden. Aber entgegen allen Erwartungen bestellst Du noch einen Kirschsaft.

Noch zwei Mal gebe ich Dir Feuer und immer noch schweige ich. Der Mut, Dich anzusprechen muß erst noch wachsen.

Dann, beim vierten Mal, scheinst Du entweder mein Dilemma zu bemerken, oder Du hast selbst den Impuls, ein Gespräch zu beginnen. Du versuchst zu erklären, weshalb ich Dir Feuer geben muß (obwohl Du Streichhölzer hast!)

Ich ergreife den Ball, aber was ich gesagt habe, ist mir entfallen. Es war bestimmt banal.

Aber es hat begonnen und zu meinem Erstaunen, scheinst Du an der Unterhaltung Gefallen zu finden.

Innerlich lehne ich mich zurück und bin überrascht. Was geschieht hier? Wo bin ich? Bin ich das noch? Ich will es ja nicht als Erfolg bezeichnen, aber es ist, egal was es sonst sein mag, Balsam für meine Seele. Ich lerne jemanden kennen, neu, unverbraucht von Historie, der mir zuhört und dem ich zuhören kann, ohne Angst, etwas raten zu müssen. Selbstverständlichkeit und grenzenloses Erstaunen. Es gibt also noch normale Menschen auf dieser Welt!

Aber ein wenig neugierig beobachte ich doch jedes schelmische Zucken um Deinen Mund. Wenn Du redest, dann hat es Intention. Es ist nicht laut und schrill, es ist nicht flach und nichtssagend, nein, es fließt. Nicht ohne Unterlaß, aber wie ein steter Strom von Informationen. Immer wieder habe ich während unseres Gesprächs den Eindruck, daß das alles nicht wahr sein kann.

So vieles ähnelt sich, ist vergleichbar. So frei und unabhängig, so seelenverwand mit mir. Ich erschauere und stelle mich vor Dich zu lieben. Gleich zu gleich? Oder doch nur Ähnlich zu Ähnlich? Völlig egal. Es ist ... unbeschreiblich. Ich lausche Deinen Worten, höre auf mein Selbst und bin erschüttert. Das kann nicht sein! Ich erwache gleich und dann ist der Traum vorüber. Ich bin in der Ecke des Cafés eingeschlafen und wenn ich aufwache, ist nichts dergleichen geschehen.

Aber ich öffne die Augen und Du bist immer noch da. Der Traum darf weitergehen.

Wir reden über unsere Vergangenheit, streifen alte Lieben und

huschen weiter in unseren Erzählungen. Wir reden und reden, ohne, daß es langweilig wird.

Das mit den alten Lieben ist wichtig. Habe ich doch den Eindruck, daß es etwas offenbart, eine Verletzlichkeit und das Wissen, daß man schon schlechte Erfahrungen gemacht hat.

Ich sehe Dich an und erkenne eine durchaus selbstbewußte Frau, die manches erlebt und erlitten hat, die aber nie den Mut sinken ließ, sondern Mittel und Wege sucht, wie es weiter geht.

Ich sehe Dein sanftes Antlitz und staune über die Kraft. Zweimal sprichst Du von "Zuviel für mein kleines Herz!" Ein Wort, das Dich treffend beschreibt. Zierlich, fast zerbrechlich, aber mit der Gewalt eines Sturmes. Meinem eigenen neugierigen Instinkt folgend, lasse ich Dich die ersten Seiten des Buches lesen, das ich schreibe. Du schaust erstaunt auf und siehst mich interessiert und neugierig an. Du sagst, es gefällt Dir und mein Herz jubelt. Du magst die Zukunft und Du magst, was ich schreibe. Herz was will ich mehr?

Aber der Impuls verfliegt. Zweifel keimen und suchen neugierig ein Ventil, das ich nicht gestatte. Immer häufiger muß ich meinen Blick in andere Richtungen lenken, um Dir nicht in die Augen zu starren, um Dir Dein Geheimnis zu entreißen, was Du vor mir hast. Eisern versage ich mir den Blick in Dich hinein. Ich will Dich kennenlernen und Dich nicht bei der ersten Gelegenheit verzehren.

Freiheit der Wahl. Ich muß mich bescheiden und warten, lauschen und erkennen, was Du denken magst.

Die Zeit verfliegt. Ich habe das erste Mal das Gefühl, mich zu weit gewagt zu haben, als Du mit mir nicht noch etwas essen willst oder kannst. War das der berühmte Satz zuviel? Habe ich Dich verschreckt? Ich rede mir den Mund fusselig, um diesen Fault-pas auszubügeln.

War es denn überhaupt falsch? Natürlich, ich habe tatsächlich

noch nichts gegessen und nichts hätte mir mehr Freude bereitet, als Dich zu einem wunderbaren Essen auszuführen, oder war es vielleicht doch die unstillbare Angst, Dich nicht wiederzusehen?

Mein Kopf wird schwer. Ich kann mich nur mit Mühe weiter konzentrieren. Das Gefühl bereits verloren zu haben steigert sich, als Du meine Visitenkarte fast ablehnst. Fettnäpfchen. Hätte ich abgewartet, was wäre dann geschehen? Aber diese Angst, Hoffnung, Bangen, Sehnen für Nichts - außer einem wunderbaren Nachmittag?

Natürlich ... Vertrauen ist alles. Aber nach all den Monaten der Einsamkeit ist eine verwandte Seele mehr, als nur eine Offenbarung, sie ist eine Orgie aus Adrenalin.

Nun sitze ich hier, immer noch, und Du bist gegangen. Ich habe mir Deinen Namen nicht merken können und ich zweifle an meinem Verstand. Durchaus freundlich bist Du gegangen. Trotz Emanzipation durfte ich Deine Rechnung begleichen und es gab mir das sanfte Gefühl nicht alles verloren zu haben. Aber den Namen, den habe ich vergessen. Unverzeihliche Sünde und tolpatschige Torheit! Ich schließe die Augen und sehe Dich wieder neben mir sitzen. Du bist nicht angespannt, scheinst unbekümmert, wie Du dasitzt und erzählst. Ein kleines Lächeln umspielt Deinen Mund.

Aber Du bist fort. Gegangen mit einem Lächeln. Vorne an der Bar hast Du noch mit der Bedienung gesprochen, lächelnd in meine Richtung gezeigt.

Vielleicht kommst Du bald wieder. Ob ich von nun an regelmäßig hier sein werde?

Die kleine Hoffnung bleibt. Du liebst Überraschungen und liebst den Impuls. Wie sehr, kann ich kaum ahnen, aber vielleicht, ja vielleicht sehen wir uns bald wieder. Vielleicht schneist Du so unversehens in mein Leben, wie heute. Und vielleicht war das auch nur ein kleiner erheiternder Kelch der mich lehrt, weder zu hoffnungsvoll, noch zu frustriert zu sein. Alles hat einen Sinn.

Und letzten Endes? Was habe ich verloren? Nichts - aber ich habe einige wunderbare Stunden geschenkt bekommen.

Ich fahre nun nach Hause und werde an Dich denken - Dein Haar, Deinen Duft, Deine liebenswerte Präsenz. Unaufdringlich und doch wahrhaftig. Wirklichkeit - kein Traum.

Vier Wochen später...

Liebe ...,

Gestern bist Du hier gewesen und es war nach einem Monat ein nicht mehr erwartetes Wunder. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann muß ich fast lachen. Ich war in den vergangenen vier Wochen so oft hier, daß ich es kaum zählen kann. Und warum? Weil ich hoffte, Dich zu sehen! Langsam aber sicher wurde es zu einer Gewohnheit hier im Café zu sitzen und auf Dich zu warten. Zwar habe ich dabei versucht die Zeit zu nutzen, aber zahllose Momente verstrichen mit müdem aus dem Fester schauen, neu ankommende Gäste mustern, den Blick schweifen lassen und immer zitternd zu hoffen, daß, wenn Du kommst, Du mich bemerken würdest.

Ich weiß nicht, soll ich nun lachen oder weinen? Hast Du mich zum Narren gemacht, oder habe ich das selbst getan? Oder war es ein Mittel um mich auf die Probe zu stellen?

Ich will der Wahrheit die Ehre gereichen. In der Zwischenzeit habe ich Dich zwei Mal gesehen - aber nicht viel mehr als nur gesehen. Das erste Mal, zwei Tage nach unserer ersten Begegnung. Du warst mit Freunden hier und hattest nur wenig Zeit. Zumindest hast Du mit mir gesprochen und ein Freund, der zufällig vorbeikam, war anständig beeindruckt. Und als Du mit den anderen gehen mußtest, fandest Du dennoch Zeit, Dich herzlich von mir, mit einem verschmitzten Lächeln auf den Lippen, zu verabschieden. "Man sieht sich bestimmt wieder. Ganz sicher!" So sicher

war ich mir nicht, darum versuchte ich die Chancen zu verbessern, indem ich die Zahl meiner Besuche in diesem Café drastisch erhöhte. Zwei Wochen lang kam ich jeden Abend...

Ein Barkeeper erinnerte sich an Dich und kannte zumindest Deinen Vornamen. Immerhin... Nun erinnere ich mich natürlich auch wieder. Und über Deinen Arbeitgeber? Entweder ich habe auch diesen Namen vergessen, oder ich erinnere mich nicht recht - im Telefon finde ich ihn jedenfalls nicht. Insgeheim spiele ich mit dem Gedanken, alle mit Deinem Vornamen in Pforzheim anzurufen, verwerfe den Gedanken, aber in Hinblick auf die Kosten.

Nach einigen Tagen glaubte ich plötzlich Deinen lockigen Schopf, hinter einem Eingang verborgen, erkannt zu haben. Vor mir lag mein Computer und an mir nagte der Zweifel. Sollte ich wirklich mein überaus teures Gerät in diesem Gedränge alleine lassen? Hatte es überhaupt einen Sinn, Dich bei Deinen Freunden zu stören? Was sollte es bringen?

Ehe ich nach einer Stunde zu einer Entscheidung gekommen wäre, sah ich Dich entschwinden. Zu spät...

Dann kam eine Woche, in welcher ich entschieden dieses Café mied. Ich war enttäuscht und ... müde. Müde vom Warten und Hoffen. Immer wieder stellte ich mir die eine Frage: Was willst Du mit einer Frau, die Du einmal gesprochen und dann nicht wiedergesehen hast (Ich weiß, ich habe Dich ja wieder gesehen, aber ich meine das Prinzip!). War das das sinnlose Hinterhertrauern, oder die Trägheit meiner Libido, oder die Einsamkeit, die mich verschlingt? Oder lauschte meinem Geist immer noch dem Knistern, das Du in mir hinterlassen hast? Einem Knistern, das ganze Waldbrände entfachen könnte oder auch nur der Vorbote einer stürmischen Nacht. Wenn ich in mich gehe und meiner inneren Stimme lausche, dann flüstert sie: Das ist die beste, schönste und klügste Frau, der Du seit langer Zeit begegnet bist. Sie hat dein Herz bewegt und sie durchstreift Deine Träume, wie ihr angestammtes Jagdrevier. Es gibt nichts, was Du verlieren könntest!

In der letzten Woche sah ich sporadisch, also jeden zweiten Tag ,

vorbei, ohne Erfolg. Vielleicht habe ich mir Dich nur erträumt... vielleicht. In meinem Kummer überlege ich, ob ich Plakate aufhängen soll: "... verzweifelt gesucht ...", aber die nicht absehbaren Folgen bremsen mich ein wenig.

Gestern warst Du dann hier. Unerwartet und in einem Moment völliger Erschöpfung. Ich schrieb und plötzlich standst Du an meinem Tisch, wie aus dem Boden (oder meinen Träumen) erwachsen. In Deinem Schlepptau eine Freundin, freundlich grinsend.

Mit Deiner springlebendigen Art vereinnahmst Du mich sofort, als wenn keine Stunde seit jenem Gespräch vergangen wäre. Aber auch das gehört zum Leben: Du erzählst von einem Unfall und von Deinem Glück, heute noch am Leben zu sein. Und dann, später, die Vertrautheit kehrt langsam zurück, weise ich Dich auf Deinen Schutzengel hin. Du erschrickst und siehst auf. In der Nacht vor dem Unfall hattest Du von hellen Lichtern geträumt, die Dich warnten und die Dir versicherten, daß Dir nichts geschehen würde. Eine Geschichte, die Du sicher nicht jedem erzählen willst oder kannst. Ich spüre Deine Verwunderung - über den Traum und den Umstand, daß Du ihn erzählst.

Ich gebe Dir die Sammlung mit Kurzgeschichten mit dem Hinweiß, daß die eine oder andere nach Deinem Unfall vielleicht nicht unbedingt empfehlenswert wäre. Aber Du freust Dich überschwenglich. Ob Du mitbekommen hast, daß ich seit dem Tag nach unserem Gespräch IMMER diese Sammlung bei mir hatte, nur um sie Dir im geeigneten Moment zu geben? Vielleicht...

Was noch? Wieder fehlt mir die Gelegenheit, Deinen Nachnamen oder irgend etwas anderes zu erfahren. Wann immer ich den Mut aufbringe, wechselst Du das Thema und nimmst ihn mir. Ich verdamme mich und beginne mich zu fragen, ob alles nur ein Test ist: Wie sehr mag der Kerl mich, wie lange kommt er in dieses Café, um mich wieder zu sehen? Auch die mitgebrachte Freundin erscheint nun in einem anderen Licht. Während wir beide reden, sitzt sie still da und beobachtet. Wieder so ein Test? Ich beginne

an mir zu zweifeln. Aber nicht an Dir. Was tue ich hier? Warum frage ich Dich nicht einfach? Und warum, verdammt noch einmal, höre ich mich sagen, "Nein, für einen Disco-Besuch bin ich heute viel zu müde..." Es ist zwar die Wahrheit, aber nicht immer kommt man mit der Wahrheit weit. Statt dessen muß ich abermals diese Worte hören: "Wir sehen uns bestimmt sehr bald wieder!" - Satz mit eingebauter Hoffnungs-Garantie...

Und heute? Ich sitze hier, sinniere, hoffe, schaue, warte.

Es hat sich nicht viel verändert - außer, daß die Hölle noch um ein paar Grad heißer geworden ist.

Erbarmungslos.

Zwei Wochen darauf...

Liebe ...,

Ich kann mich erfolgreich zum Narren machen, daß weiß ich jetzt. Ich habe mir das Limit von zwei Wochen gesetzt und heute, zwei Tage nach Ablauf des Ultimatums bis Du erschienen, ohne daß ich mich daran gestört hätte. Obwohl Erscheinen eigentlich mehr mein Ding war.

Ein Freund, der Dich von der Ferne her gesehen hatte und der häufiger in diesem Café verkehrt, versprach mich anzurufen, wenn er Dich dort erkennen würde.

Heute, ich war gerade dabei einen Film zu schneiden und völlig auf meine Arbeit konzentriert, klingelte das Telefon. Die Nachricht, daß Du dort seist war halb verklungen, als ich meinen Computer und alle anderen Gerätschaften ausmachte und hinunter in meine Wohnung stürzte, um mich umzuziehen. Eine freudige Erregung erfaßte mich und trieb mich zu wahren Sprinterqualitäten, die ich an mir sonst eher selten entdecke. Die Vorstel-

lung, Dich zu treffen ließ meinen Bauch kribbeln und machte mir gleichzeitig ein flaues Gefühl im Magen. Immerhin konnte alles nur eine Illusion sein; immerhin hattest Du Dich nie gemeldet und immerhin hast Du zwischen Deinen Besuchen im Café viel Zeit verstreichen lassen. Die Angst, das Falsche zu tun, war also nicht von der Hand zu weisen. Dennoch hüpfte mein kleines Herz und schlug Purzelbäume. Die Erinnerung an Dich überfiel mich und ließ jeden Zweifel schwinden.

Auf der Fahrt dorthin hatte ich den Eindruck, daß alle möglichen Autos nur deshalb vor mir trödelten, damit Du genug Zeit haben würdest, sang- und klanglos zu verschwinden, wie ein Spuk, der mich heimsucht und Leere hinterläßt.

Auch die ganzen Parkplätze rund um das Café waren wie selbstverständlich zugeparkt. Gab es denn überhaupt keine Gerechtigkeit? Ich wollte dort hin! Und zwar jetzt!

Und, manchmal muß man nur vor sich hin schimpfen, dann bekommt man seine Chance, wie durch ein Wunder, wurde ein Parkplatz frei. Eilig eingeparkt und eilends ins Café gehechelt.

Und wirklich, gleich neben dem Eingang, in einer Ecke, saßt Du mit einer Freundin und einem Mann... Du zwischen dem Typen und Deiner Freundin, freundlich lächelnd und laut "Hallo" rufend. Wenn nur Deine Freundin da gewesen wäre, hätte ich nicht gezögert, aber so... Ich fragte, ob es euch stören würde, wenn ich zu Euch sitze und niemand widersprach, also nahm ich meinen Mut zusammen und setzte mich zu Euch. Vielleicht war das mein Fehler, ich weiß es nicht.

Zu Beginn war unser Gespräch noch eigenartig vertraut und dennoch distanziert. Immerhin konnte ich mich am Gespräch beteiligen, auch wenn Deine Freunde ein wenig kritisch zu mir herüber sahen. Dann kam ein weites Pärchen, das offensichtlich Krach oder andere Probleme hatte. Fast augenblicklich sank die Stimmung nahe den Gefrierpunkt. Ich hielt mich zurück. Wenn ihr gesprochen habt, dann meist über Dinge, von denen ich nichts wußte und eigenartig war auch, daß Du nur selten zu mir her-

über gesehen hast, aber wenn dann lange und intensiv, so daß ich mich immer wieder fragte, auf was Du eigentlich wartest. Einige fast vertrauliche Fetzen zwischen Deiner Freundin und Dir, dann wieder seichte Unterhaltung über mir unbekannte Personen und Hintergründe. Dein Blick hielt mich jedoch fest. Einerseits spürte ich, daß meine Anwesenheit störte, andererseits wollte und konnte ich diese, vielleicht meine letzte Chance, nicht verstreichen lassen.

Und wirklich! In einem völlig unwichtigen Nebensatz deinerseits, fiel endlich Dein Nachnamen! Wie lange hatte ich mein Hirn zermartert und wie lange konnte ich mich nicht an diesen Namen erinnern? Nun war es ein Leichtes, alles andere herauszufinden!

Aber der Abend ging weiter. Die Freundin, die schon zu Anfang da war, verschwand an die Bar, um mit irgendwelchen Typen zu reden und kam und kam nicht zurück. Das vergnieste Pärchen entschwand, ohne daß dadurch die Stimmung besser geworden wäre.

Zurück blieben der Typ, Du und ich. Weiterhin seichte Unterhaltung und in Ermangelung besserer Themen, das Gespräch über Deine Arbeit und Deine Reisen. Immerhin konnten wir nun wieder häufiger lachen, aber meine Verzweiflung wuchs. Was, wenn ich Dir Deinen Abend verdorben hatte? Was, wenn Du meine Anwesenheit notgedrungen geduldet hast, weil wir uns zufällig einmal über den Weg gelaufen waren? Innerlich sank mein Mut. Ich wagte kaum Dir in de Augen zu sehen, aus Angst, einen vorwurfsvollen Blick zu ernten. Ab und zu tat ich es doch und stellte fest, daß Deine wunderbaren Augen fast grau waren. In meiner Erinnerung waren sie hellblau. Wenn es möglich gewesen wäre, ich hätte mich fallen lassen und wäre in ihnen versunken. Aber der Typ gemahnte mich, wie unsicher das Leben doch sein konnte. Vielleicht ... Ich weiß es einfach nicht. Dann kamen wieder unverständliche Debatten mit Deiner Freundin, mit der Du nach Hause fahren wolltest, die sich aber an der Bar verquatscht hatte. Für einen Moment hatte ich den Eindruck, daß Du Dir wünschen würdest, daß ich Dich frage, ob ich... Aber der Moment war zu schnell vorüber.

Und dann diese Debatte mit der Freundin, halblaut, damit es vertraulich scheint, aber laut genug, damit alle Anwesenden es verstehen konnten,

"Du weißt doch noch, was ich Dir über zappeln lassen gesagt habe...."

Mich? War damit ich gemeint? Sollte ich diesen Satz hören, oder hatte ich ihn, verliebt wie ich offensichtlich sein mußte, nur auf mich bezogen?

Oh ihr Götter! Kann nicht einmal alles einfach sein? Da treffe ich eine Frau, die direkt meinen Träumen entsprungen zu sein scheint, verliebe mich in sie, stelle fest, daß sie die unkomplizierteste Frau ist, in die ich je verliebt war und dann? Entweder interessiert sie sich nicht für mich, oder sie hat sich vorgenommen, mich wirklich und wahrhaftig zappeln zu lassen, wie noch keine vor ihr. Oder will sie nur einfach jemanden, der sich nicht abschrecken läßt? Oder sind das die Illusionen, die mir mein Optimismus einredet?

Die Gelegenheiten, Dich nach Deiner Telefonnummer zu fragen verstreicht versuchslos und ich ohrfeige mich innerlich. Aber Du bist kühl und kurz. Keine Herzlichkeit, nur förmliche Zurückhaltung. Weiß Du eigentlich, daß Du mein Herz dabei unter Deinen Stiefeln zermalmst? Ich will Dich einfach in den Arm nehmen, zumindest zum Abschied, aber noch nicht einmal die Hand gibst du mir! Aus Enttäuschung? Weil ich Dich nicht gefragt habe, ob ich Dich nach Hause fahren soll?

Ich weiß es immer noch nicht. Hätte ich doch gesagt: "Willst Du mir Deine Telefonnummer geben?", oder etwas in diese Richtung, dann hätte ich erfahre, woran ich bin - vielleicht... Aber so...

Warum fehlte mir der Mut? Waren es diese gelegentlichen kurzen Blicke, das scheue Wegsehen, wenn Du meinen forschenden Blick bemerkt hattest? Oder war es dieser Typ? Ich bin mir sicher, daß er nur ein Bekannter ist, aber dennoch... Die Unsicherheit bleibt.

Es ist witzlos zu lamentieren, es ist witzlos, den vertanen Chancen nachzutrauern. Ich lebe mit meinen Enttäuschungen und verliere dennoch nicht ganz die Hoffnung.

Jetzt habe ich Deine Telefonnummer (Die Telefonauskunft hat sie mir verraten...) und kann Dich anrufen. Aber wann und weshalb? Wenn ich Dich anrufe, gibt es keine Ausreden mehr, dann muß ich damit leben, daß Du ungehalten auflegst, mich auf irgendwann vertröstest oder ... Was eigentlich sonst? Daß Du mich freudestrahlend einlädst oder dich einladen läßt? Glaube ich wirklich daran? Einer Deiner langen Blicke kommt mir in den Sinn, Deine bodenlosen Augen, Dein Lächeln. Ich fühle immer noch die Gänsehaut, die mich überfiel und ein kleiner Schimmer von Hoffnung glimmt in meinem Herzen.

Warum eigentlich nicht?

Am Tag darauf

Liebe Sabine,

Den ganzen Tag habe ich mir den Kopf zermartert, ob oder nich. Wenn ja, was soll ich sagen, soll ich mit Deinem Anrufbeantworter flirten, oder es besser sein lassen?

Letztlich folgte ich den drängenden Wunschund versuchte mein Glück, nachdem Du schon zu Hause sein mußtest. Kurz entschlossen, ehe mich der Mut verließ.

Es klingelt. Einmal. Zweimal, kurz vor dem dritten Klingeln nimmst Du ab und meldest Dich mit "Ja?". Mein Nachnamen sagt Dir nichts, ich stammle ein "Stefan" hinterher. "Ach Du!" Der freudig scheinende Ausruf bringt mich in Wallung. Aber dann, gleich hinterher: "Und woher hast Du meine Nummer?" "Von der Auskunft..." kurzes Schweigen. "Ach so?" Wieder Schweigen, das ich nicht zu füllen vermag. "Ich dachte ich rufe Dich einmal an...

Wie geht es Dir?“ -“Ach gut... Ich habe gerade Besuch.“ Gnarz... “Von einer Freundin aus dem Geschäft, die über Nacht bleibt... “Hurra, jede Frage mit: Wollen wir ausgehen, ist damit hinfällig!“ denke ich, sage es doch nicht. Statt dessen, lahm, “Dann hat sich meine Frage, ob wir ausgehen wollen, je schon erledigt...“ “Ja, schade eigentlich...“ Was auch immer das nun heißen mag. “Hast Du Lust, am Freitag auf ein Konzert...“ “Am Freitag kann ich leider nicht!“ Gnarrrz! Ganz kleinlaut und aller Hoffnung verlustig gegangen “Und wann anderes? Kann ich Dich nächste Woche noch einmal anrufen?“ “Ja, gerne, ruf mich an. Irgendwann die Woche!“ Ein kleiner Hoffnungsschimmer kehrt zurück.

“Also, einen schönen Abend dann noch...“ “Ja, den werden wir haben!“ “Bis dann...“ “Bis dann!“ Knack.

Was war das? Hat mich ein Elch geritten? Was habe ich getan? Habe ich wirklich alles riskiert, was ist eigentlich alles, frage ich mich unwillkürlich, und habe ich versucht Dich zu irgend etwas einzuladen? Und Deine Antwort, wachsweich, “Irgendwann die Woche...“. Das “Ja, gern“ habe ich mit Freude, fast Erleichterung, vernommen. Zumindest bist Du meiner nicht überdrüssig. Wieder einmal endet ein solcher Brief mit

Warum eigentlich nicht?

März, 1999

Liebe ist ein seltsames Ding. Vieles dreht sich in meinen Erzählungen und Geschichten um die Liebe, oder vielleicht besser das Entdecken von Gefühlen gerankt, so nun auch diese Geschichte. Sie treibt dahin in einer sprachlosen Melancholie, die nur durch Bilder vermittelbar wird.

Summertime Blues...

Abend. Die Schatten werden länger und die Lichter der Stadt spiegeln sich in den letzten dampfenden Pfützen. Ein warmer Sommerregen hat die ächzenden Häuserschluchten abgekühlt und dennoch, nur wenige Minuten später, entschwinden die Spuren - bis auf jene kleine Pfützen am Rande der Straße.

Sommer in der Stadt. Träge wälzt sich das Leben über breite Boulevards, tingelt von einem Café zum nächsten, flirrt hier, schnattert da, die Taschen voller erhebender Kleinigkeiten. Das Leben ist leicht, fast schwebend.

Ich sitze am Rand und beobachte, ein Buch vor mir, als Schutzwall; ein Tasse auf dem Tisch als Alibi. Es zieht vorbei, das Leben, vorbei an mir und dennoch verirrt sich der eine oder andere Moment in mein Selbst. Die Mutter, die ihr kleines Kind im Kinderwagen unter all den Einkäufen sucht, der Gaukler, der fast die Markise des Cafés versengt, als er das Feuer nicht richtig schluckt - oder das junge Paar, das in sich selbst versunken die Welt vergißt.

Die sinnlose Buchstabenhaufen meines Buches haben ihren Reiz verloren. Was ich suche, ist das wahre Leben, die Wirklichkeit, die kleinen Geschichten die es liebenswert machen. Dennoch nur beobachten, lauschen, aufnehmen und in Gedanken weiter spinnen. Musik weht heran, und mit ihr die Erinnerung. Tam-tam-ta-ta-tammm. Woher? Ich fühle eine Sehnsucht nach Verstehen.

Rechteckige Kübel mit kleinen Bäumchen trennen das Café vom Pöbel auf der Straße. Zumindest schien der Besitzer dieses gewollt zu haben, aber die kleinen Kinder scheren sich nicht um Grenzen. Fröhlich tollen sie zwischen den Kübeln, den Tischen den Gästen und zwischen den Beinen der Kellner. Wohin sie gehören vermag man erst nach langer Beobachtung zu sagen. Ein kleiner Junge, der, dem Wetter angemessen, in Unterhosen zwischen den Tischen durch flitzt, bleibt vor dem meinen stehen. Während er seinen Rotz mit einer Hand im Gesicht verteilt, sieht er mich nachdenklich an, dann grinst er frech, streckt mir seine Zuge heraus und rennt davon. Was ihn dazu getrieben hat, gerade an meinem Tisch eine Rast zu machen, ist mir unbegreiflich.

Im Zwielicht der Abenddämmerung vermischen sich die Wärme des Tages mit den kühlen Neonreklamen und eifern um den Sieg. Das Neon gewinnt. Immer.

Der Kaffee ist kalt geworden, aber aus alter Gewohnheit stört es mich nicht. Die Familien, meist sind es doch nur Mütter mit ihren Kindern, ziehen sich langsam aus dem Gesamteindruck zurück und überlassen das Feld den jungen, noch unverbrauchten Singles, die nun die Fußgängerzone bevölkern und mit ihrem Imponiergehabe dem anderen Geschlecht signalisieren: "Nimm mich! Ich bin noch zu haben!" Die Show reicht von Stolz geschwellter Brust, bis hin zu einem schon widerwärtig aufgemotzten Motorroller - für ein Auto hatte wohl das Geld nicht gereicht.

War es den Tag über brütend heiß gewesen und hatte der Schauer lindernde Kühle gebracht, so dampft und schwitzt die Stadt nun, wie ein Rennpferd auf der Zielgeraden oder ein Tänzer bei einem Technoevent.

Es wird rasch dunkel. Die Lichterketten unter den Sonnenschirmen flammen auf und verbreiten den Geschmack von Gemütlichkeit. An den Tischen wird sanft getuschelt, nur in einer Ecke hocken einige Halbstarke, die Stühle verkehrt herum, die Hände auf der Lehne, und grölen sich gegenseitig schmutzige Witze zu. Unmöglich dem Gespräch nicht zu folgen, ohne daß sich daraus

irgend ein Sinn ergeben würde.

Der Kaffee ist überraschender Weise leer geworden, das Buch keine Seite weiter, ich kein Deut schlauer und die Welt kein bißchen besser. Aber dennoch schwebt nun der Friede der Nacht über all dem und bedeckt die Sorgen der Meisten.

Eine Bedienung, nicht mehr ganz jung an Jahren, aber ungeheuer jung, wenn man ihre Aufmachung und ihre Schminke als Maßstab heranzieht, verteilt Gläser mit Teelichtern auf den Tischen. Aus der gemütlichen wird eine romantische Atmosphäre. Ich bitte sie um ein Mineralwasser. Mit einem Lächeln zieht die sie von dannen und wackelt kokett mit ihrem Hinterteil, welches das knappe Kleid mehr als nur ausfüllt.

Die Radaubrüder in der Ecke haben ihre Köpfe zusammengesteckt und scheinen über jemanden zu tuscheln. Immer wieder taucht ein einzelner Kopf, mit falsch herum aufgesetzter Baseballmütze aus dem Pulk auf und schaut in eine bestimmte Richtung, dann versinkt er wieder und der Pulk beginnt vor Lachen zu vibrieren. Ich versuche herauszufinden, auf wen es die Burschen abgesehen haben könnten, kann aber nichts, beziehungsweise niemanden entdecken.

Irgendwie ist diese ganze Welt weit, weit weg von mir, weit weg von allem, was mich berührt. Am Nebentisch kichern zwei Mädchen, sehen verlegen zu mir herüber und kichern, noch lauter weiter.

Daß sie über mich Kichern könnten, halte ich für fast ausgeschlossen. Aber das bringt mich auf einen anderen, gut verwahrt geglaubten Gedanken. Ich schieße die Augen und fühle den Rhythmus der Stadt - der ferne Klang der Autos, die sanfte Musik aus irgendwelchen Lautsprechern, das Getuschel und Geschnatter der Gäste um mich herum. Aus dem Lokal erklingt das Klirren von Gläsern. Ich stelle mir vor, wie ein Pärchen mit Champagner auf seine junge Liebe anstößt.

„Entschuldigung....?“

Verstört öffne ich die Augen. Es dauert einen Moment, bis ich wieder genau weiß, wo ich bin. Eine junge Frau mit einer großen Sonnenbrille in einem leichten, weißen Kleid steht verlegen an meinem Tisch. Ich muß mich räuspern, da meine Stimme zu versagen droht.

"Ja...?"

"Ist hier noch ein Platz frei?" Hilflos weist sie auf die ringsum gut gefüllten Tische.

Ich will aufstehen und sagen: "Aber selbstverständlich, nehmen Sie doch Platz!", hinter ihren Stuhl treten und sie Platz nehmen lassen, aber es reicht gerade einmal für eine verstörtes Kopfnicken und Armdeuten.

Langsam und elegant nimmt Sie ohne meine Mithilfe Platz. Ein Chiffontuch verhüllt ihr Haar, die dunklen Brillengläser verhindern einen tieferen Blick in ihre Augen. Nur die Sprache ihre Körpers kündet von einer Last oder Trauer.

Aus Angst ergreife ich mein Buch und simuliere den Lesenden. Nur nicht genauer hinsehen, nur nicht nachdenken, am besten gar nichts denken!

Ich höre das leise Rascheln ihres Kleides, als sie die Beine übereinanderschlägt, atme ihr blumiges Parfum und versuche einen Sinn in die torkelnden Buchstaben vor meinen Augen zu bekommen. Die Buchstaben torkeln im Takt ihres Atems.

Herr im Himmel, reiß Dich zusammen! Was ist nur wieder los mit dir? Es ist ein ganz normaler Sommerabend, du sitzt in einem Straßencafé, genießt den Abend und liest ein gutes Buch. Daß eine unbekannte Frau an deinem Tisch sitzt, sollte dich nicht derart aus der Fassung bringen - oder?

Ich atme tief ein und das Parfum benebelt meine Sinne. Ich schließe die Augen und träume mich fort auf eine tropische Insel.

Über den Rand meines Alibi-Buches hinweg sehe ich zu ihr hinüber. Sie sieht auf ihre Finger hinab, die in ihrem Schoß verträumt vor sich hin spielen. Sie sieht traurig aus, auch wenn sie versucht es zu verbergen.

Als ihr Kopf in die Höhe wandert, verstecke ich mich hinter meinem Buch. Sie hat die lockigen, dunkelbraune Haare im Nacken zusammengebunden. Ich kann den Anblick nicht aus meinen Gedanken vertreiben. Es ist, als wenn das Buch durchsichtig wäre.

Ich höre, wie sie mit sanfter, leiser Stimme einen italienischen Weißwein bestellt. Mein Mut verbietet mir, das Buch sinken zu lassen. Statt dessen führe ich mit einer Hand das Mineralwasser an meinem Buch vorbei und verschütte es fast, in dem Bemühen, möglichst nicht aufzufallen. Es ist völlig irrsinnig! Warum kann ich nicht das Buch sinken lassen und sie anlächeln? Warum, verdammt noch einmal, komme ich hier her, wenn nicht, um andere Menschen kennenzulernen?

Langsam, wie in Zeitlupe lasse ich das Buch sinken. Zunächst lasse ich den Blick über alle Gäste schweifen, die nicht in ihrer Richtung sitzen. Dann nehme ich allen verbliebenen Mut zusammen und sehe sie an. Sie bemerkt mich nicht einmal. Sie ist wieder mit ihren Fingern beschäftigt. Ich sehe sie mir ein wenig genauer an, so lange sie nichts davon bemerkt. Sie sieht noch recht jung aus. Nur diese Trauer läßt sie älter erscheinen. Zierlich, mit einem sanften Gesicht und viel zu vielen Falten auf der Stirn. Lange, schmale Hände betasten sich, gleiten aneinander entlang, greifen einander und lassen sich wieder fallen. Gedankenverloren spielt sie, wie ein kleines Mädchen, in der festen Zuversicht, unbeobachtet zu sein. Plötzlich wendet sie sich ab und ich fühle mich ertappt, aber sie sieht nur in die undurchdringliche Ferne und eine Hand erfaßt eine störrische Strähne und zwirbelt sie gedankenverloren.

Der Weißwein kommt. Mit einem leichten Schauer wird mir bewußt, daß die Welt meiner Wahrnehmung auf diesen Tisch

geschrumpft ist. Kein Laut, keine Bewegung dringt herein, und so ist es ein Schock, als die Bedienung das Weinglas unsanft abstellt. Sie scheint ebenso aus den Gedanken gerissen, wie ich.

Die junge Frau nippt sehr vorsichtig an ihrem Glas. Mit keiner Miene verrät sie ihr Gefallen an dem Wein. Wieder sieht sie in die Ferne, sehnsuchtsvoll. Was sie dort wohl erblickt?

So sehr ich mich bemühe, ich kann mich nicht auf dieses vermaledeite Buch konzentrieren. Ein eigenartiges Geschöpf in mir drangsaliert und pikt mich ständig. "Sprich sie doch endlich an, wenn sie dir so gefällt! Was soll schon geschehen? Im schlimmsten Fall bekommst Du einen Korb und lernst sie nicht kennen! - Na und?"

Aber ich ziere mich, fasele mir selbst etwas von "...nicht belästigen..." und "... nichts kaputt machen..." vor, im vollen Bewußtsein, daß dies Unsinn ist.

Seit sie ihren Wein bekommen hat, ist sie noch stiller geworden. Die Hände sind damit beschäftigt, das Glas zu halten. Und ich halte mein Buch - immerhin besser, als das Mineralwasser zu verschütten.

Eine Zeile geht mir durch den Kopf: "Sie berührte mich, dem Südwind gleich, der über Veilchenbeete streicht und Düfte stiehlt und gibt...". - Sie duftet nicht so übersüß wie Veilchen, aber mit der selben unaufdringlichen Zartheit. Ich will diesen Geruch in mich aufnehmen und bewahren!

Ein unpassender Vergleich, geht mir durch den Kopf, es gelingt mir nicht, mich als duftverliebten Psychopathen vorzustellen. Eine Weile noch, dann würde ich jedoch für nichts mehr garantieren können.

Diese Frau raubt mir Sinn und Verstand, treibt mich zu träumerischen Eskapaden in ungeahnte Gefilde und Rollen, die mir stets weit entfernt schienen. Wieder schließen sich meine Augen und malen Bilder voller wilder Ausdruckskraft. Dieses zarte Geschöpf,

dort auf der anderen Seite meines Tisches stachelt meine tiefsten Phantasien zu sonderbaren Leistungen an. Ich entschließe mich, mich zu befreien. Ich muß diesen Bann brechen, mich entfesseln, um auch morgen noch klar denken zu können!

Wiederstrebend öffne ich die Augen und sehe sie da sitzen, in sich selbst versunken, den Geist weit entfernt, vielleicht bei einem Liebsten, den mein Herz nicht achten will. Und dennoch ist sie traurig. Ein winziges Zucken um ihre Mundwinkel verrät eine Regung, eine Empfindung, ein Hier und Jetzt. Verloren führen die Hände das Glas zum Mund, um fast unverrichteter Dinge zum Tisch zurückzukehren. Was denkt sie? Das Tuch ist herabgesunken und offenbart ein ungebändigtes Haar, das so wenig zu dieser beherrschten Person zu passen scheint. Rebellion en miniature.

Plötzlich, ohne Vorankündigung wendet sie sich mir zu und durch die Brillengläser fühle ich ihren musternden Blick. Entdeckt. Ich kann nicht anders. Ich starre sie einfach weiter an. Was soll ich auch sonst tun? Ob ich lächle?

Unendlich langsam nimmt sie ihre Brille ab und offenbart ihre wundervollen braunen Augen. Sie scheint auf den Grund meiner Seele zu blicken, ohne zu Zucken, ohne Erschrecken, ohne die Abgründe zu fürchten, die ich eben erst zu entdecken glaubte.

Sie ist ruhig und beherrscht, geradezu unheimlich verständnisvoll und mitteilsam. Sie zeigt mir die wahre Größe Ihrer Seele, ihres Leides und ihrer Hoffnung. Dann senkt sie langsam die Augen und betrachtet das fast volle Glas in ihren Händen. Langsam dreht sie es in die eine, dann in die andere Richtung. Die Bewegung wird immer schneller und sie hypnotisiert mich. Ich starre gebannt auf ihre Finger, auf das Glas, auf den Wein, der immer fast versucht ist, dem Glas zu entfliehen, es sich anders überlegt und in eine andere Richtung enteilt.

Ein Schauer erfaßt mich. Mein Kopf sinkt in den Nacken, ich fühle mich zerrissen und weiß nicht, wie nah ich dem Lachen und dem Weinen wirklich bin. Ein heftiger Atemzug zerteilt die Stille.

Ich spüre einen Bewegung, höre ein leises Schaben, dann fühle ich, bevor ich die Augen öffnen kann, den Hauch eines Kusses auf der Wange und das leise Stakkato ihrer Schritte.

Ich kann die Augen nicht öffnen - Jetzt noch nicht. Morgen, ja vielleicht morgen, wenn die Sonne die Welt wieder erhellt.

"Piep"
[ERROR]
BESTELLUNGEN

Dezember 1998

Zu Weihnachten 1988 entstand diese Geschichte. Die gute alte Weihnachtsgeschichten-Tradition erhielt mit dieser Geschichte eine würdige Fortsetzung, wie ich hoffe.

Alle Jahre wieder

Es war kalt geworden. Vereinzelte Schneeflocken segelten vom Himmel herab und die Bäume lagen wie mit Puderzucker bestäubt im Mondlicht. Die Ruhe des Waldes war gar keine wirkliche Stille, tatsächlich huschte zahlreiches Getier hin und her, Eichhörnchen scharrten im dünnen Schnee nach versteckten Lagern, Füchse schritten vorsichtig durch die beginnende weiße Pracht, die Beine zögerlich aufsetzend. Aber all diese Geräusche waren wie in Watte gepackt. Der sanft fallende Schnee verschluckte sie und schuf eine scheinbar stille Nacht in diesem Wald.

Gegen Morgen, die Tiere der Nacht suchten ihre Schlafstellen auf und die des Tages waren noch nicht erwacht, in diesem Moment wahrer Ruhe ertönte ein „Hey-ho" weithin über das Land.

Sternenfunken sprühten die Kufen des Schlittens in die Nacht und als der Schlitten auf der inzwischen ansehnlichen Schneedecke aufsetzte, knirschte er bedenklich. Er war eindeutig überladen.

Die Welt hielt den Atem an. Der Schlitten, seine Zugtiere und sein Herr jedoch hatten anderes im Sinn. Der Mann auf dem Schlitten, in seinem weiten roten Mantel, seinem weißen Bart und seinen Bratapfel-Backen lachte laut, schnalzte mit der Zunge und trieb die Rentiere, die in diesem Wald nichts zu suchen hatten, weiter an. Hinter ihm ruhte ein gewaltiger Sackt und ganz hinten stand ein hutzeliges Männlein auf dem Schlitten und sorgte dafür, daß der Schlitten auch in den engsten Kurven nicht umkippte.

Auch er hatte einen langen Bart, aber der war grau und sein Gewand war es ebenso.

Der Mann auf dem Kutschbock schnalzte ein weiteres Mal und die vier Rentiere zerrten den Schlitten in Windeseile durch die Nacht.

Ein Fuchs hatte bei dem ganzen Lärm verschreckte seinen Kopf aus dem Bau gestreckt und dem Treiben interessiert zugeschaut. Wäre er ein Mensch gewesen, hätte er nur den Kopf geschüttelt, über so viel Leichtsinn, hätte die Türe geschlossen und wäre zurück ins Bett gegangen. Der Fuchs jedoch sank nieder, schnupperte in die Nacht hinaus und spürte das Besondere dieser Nacht, auch wenn er nicht verstand, was es bedeutete.

Unweit des Waldes lag ein kleines Dorf und in diesem Dorf stand ein kleines Haus, dort lebte eine arme Frau mit ihren beiden Kindern. Im Moment schliefen alle drei in einer Stube, in welcher das Feuer im Kamin schon seit Stunden herunter gebrannt war. Die Kälte der Nacht stahl sich durch den Kamin herab in den Raum und im Schlaf mümmelten sich alle drei enger in ihre Decken.

Die Mutter schlief unruhig und warf sich in ihrem Bett immer wieder hin und her. Sie träumte, oder besser sie durchlitt immer wieder die schwersten Stunden ihres Lebens.

Vor genau einem Jahr war ihr Mann verstorben. Er war ein einfacher Schreiner-Geselle und hinterließ seiner Frau und seinen Kindern nur das alte klapprige Haus und sonst nichts. Die Mutter hatte keine Zeit zu trauern. Ihre kleine Tochter war krank, sehr krank und die Mutter fürchtete sie ebenfalls zu verlieren. Ihr Mann war wochenlang vom Fieber geschüttelt in dem kleinen Zimmer gelegen, während sie versuchte das Nötigste für das Überleben zu beschaffen. Die Kinder hatten ihr geholfen so gut sie es vermochten. Sie waren in den Wald gegangen, um Holz zu sammeln und die Mutter stand auf dem Markt um die dünnen Reisigbündel zu verkaufen. Aber es war hart und ihrem Mann

ging es immer schlechter, bis sie den Priester rufen mußte, da sein Ende nahe war. In der Nacht, vor einem Jahr, als er starb, erkrankte auch ihre kleine Tochter Maria, die Freude ihres Lebens. Der etwas ältere Sohn stand neben seiner Mutter, zupfte an ihrem verschlissenen Schurz und fragte mit großen ängstlichen Augen, ob Maria nun auch in den Himmel zurückkehren würde. Die Mutter straffte sich innerlich und sah liebevoll zuerst in das schweißnasse Gesicht ihrer Tochter und dann in das ängstliche Gesicht ihres Sohnes.

„Wenn der Herrgott es so will, dann wird unser Mari bald bei ihm sein. - Aber ich verspreche dir, wir werden alles tun, damit der Herrgott es sich anders überlegt!"

Die Tage vergingen quälend langsam und Maria, oder Mari, wie sie genannt wurde, fieberte immer weiter. Die Mutter wachte Tag und Nacht an ihrem Bett. Sie wickelte sie in zahlreiche Decken und saß da, beobachtet den kleinen gequälten Körper. Erst wenn der Tag nahte, sank sie in einen unruhigen Schlaf. Die heilige Nacht rückte immer näher und Mari wurde und wurde nicht gesund. Die Mutter war am Ende ihrer Kräfte und allmählich mußte sie wieder Reisigbündel verkaufen, damit sie etwas zu Essen haben würden. Auch Peter, Maris Bruder, wurde zusehends schwächer. Die Suppe wurde von Tag zu Tag dünner, die sie ihren Kindern zubereitete. Sie konnte jedoch ihre kleine Tochter, in ihrer Qual und in ihrem Schmerz, nicht alleine lassen, ihren Sonnenstern, die Freude und das Licht ihres Lebens.

Verzweifelt betete sie zu ihrem Herrgott, bat um seinen Segen und darum, daß er Mari gnädig aufnehmen würde, wenn das sein Wille sei. Dann zog sie das grobe Tuch enger um die Schultern, wies Peterchen an, bei Marie zu wachen und ging in den Wald um Reisig zu sammeln, um es auf dem Markt zu verkaufen.

Es war schon Mittag, als sie auf dem Markt ankam und nur noch wenigen Menschen waren auf der Suche nach billigem Brennmaterial. Die Menschen hatten ihre Kragen hochgeschlagen, gegen die Kälte und übersahen die kleine, armselige Frau, die da am Stra-

ßenrand stand und ihre Reisigbündel feilbot.

Der Abend kam, und niemand hatte auch nur ein einziges Bündel gekauft.

Im Winterland lag der Schnee noch weitaus höher, als drunten auf der Erde. Die Hütte des Weihnachtsmannes war bis unters Dach zugeschneit und nur eine Treppe, die jemand in den Schnee gestapft hatte, ließ erkennen, wo die Türe sich befand. Eine gewaltige Wolke Schnee wirbelte auf und ein tiefes „Ho-ho-ho!“ erklang. Allmählich legte sich der Schnee und der Schlitten, die Rentiere und der fröhlich grinsende Weihnachtsmann wurden erkennbar. Der Alte, der am Ende des Schlittens gestanden hatte, kümmerte sich wortlos um die Tiere, während der Weihnachtsmann die Stufen hinab zu seiner Hütte stapfte. Warmes Licht drang in die mondbeschienene Schneelandschaft, als er die Türe öffnete. Drinnen in der Stube brannten zahlreiche Kerzen, ein junges Mädchen war geschäftig am Herd und ein junger Mann saß in einer Ecke und laß ein Buch. Er schien den Weihnachtsmann nicht zu bemerken.

„Ho, ho, ho, da bin ich wieder!“

Der junge Mann sah ein wenig gelangweilt auf, nickte dem Weihnachtsmann zu und senkte wieder den Kopf, um weiter zu lesen.

Die junge Frau sprang herbei und fragte aufgeregt:

„Und, haben sie alles bekommen?“

Der Weihnachtsmann sah lächelnd auf sie herab und lachte in seinen Bart.

„Natürlich, was meinst Du, kleines Fräulein? Wenn ich etwas brauche, dann bekomme ich es auch!“

Nun war die junge Frau eingeschnappt. „Sie wissen ganz genau, daß ich kein ‚junges Fräulein‘ bin! Wie oft muß ich ihnen sagen,

daß solche Ausdrücke völlig unmodern sind!“

Der Weihnachtsmann lachte weiter. Er kannte Melanies Abneigung gegen den Ausdruck ‚Fräulein‘ aber diese Welt war hektisch geworden und ihre Moden ebenso. Er war nicht bereit sich jeder Laune zu unterwerfen. Ein Weihnachtsmann hatte auch seine Würde! Und zudem war Melanie süß, wenn sie sich ereiferte. Ihre Wangen nahmen eine leicht rötliche Färbung an und sie stampfte energisch mit ihren kleinen Füßen auf die Dielen. Mehr als ein kleines Poch konnte dies jedoch nicht hervorrufen.

Beschwichtigend tätschelte er ihre Schultern, wenn er ihr sanft über den Kopf gestrichen hätte, dann wäre hier etwas los gewesen, und hoffte, daß sie sich davon beruhigen ließ.

Sie drehte sich ruckartig um und eilte zurück zu den Töpfen. Er wand sich an den Lesenden.

„Richard! Kannst du helfen, den Schlitten abladen?“

Der junge Mann brummte, wie wenn er den Weihnachtsmann verstanden hätte, aber er rührte sich nicht. Als nach ein paar Minuten immer noch nichts geschah, abgesehen von dem wieder aufflammenden Geklapper in der Küche, räusperte sich der Weihnachtsmann. Abermals zuckte Richard, blieb jedoch sitzen.

„Also, kommst Du nun mit, oder soll ich hier Wurzeln schlagen?“ diesmal war die Stimme des Weihnachtsmannes eine Spur ärgerlich.

Richard sah verwirrt von seiner Lektüre auf.

„Was? Was ist los?“

„Du sollst mir helfen, den Schlitten abzuladen!“

„Ich komme gleich!“

„Nicht gleich, sondern jetzt!“

Das Buch schien eine magnetische Wirkung auf Richard auszu-

üben, denn sein Blick trennte sich nur wie in Zeitlupe davon.

„Schon gut, schon gut, ich komme…“ wieder verharrte er im Hinlegen des Buches, blätterte hastig eine Seite weiter. „Es ist gerade so spannend…“

Der Weihnachtsmann sah zur Decke und rollte mit den Augen. Allmählich bezweifelte er, daß es eine gute Idee war, Praktikanten aufzunehmen. Man mußte plötzlich auf so vieles Rücksicht nehmen. Gut, er brauchte nur für Kost und Logis sorgen, aber er hatte es sich einfacher vorgestellt. Richard zum Beispiel. Manchmal war er eine echte Hilfe, häufiger jedoch stand er im Weg herum, hörte nicht zu oder wenn, dann nicht richtig. Aber er konnte mit Sicherheit eine Menge lernen.

Und Melanie? Sie kümmerte sich (freiwillig, wie sie immer wieder betonte) um den Haushalt, der unversehens angewachsen war. Ihr Essen war mit viel gutem Willen als nahrhaft zu bezeichnen, aber selbstverständlich nickten alle stets beifällig, wenn sie gefragt wurden, wie ihnen dies oder jenes schmecken würde. Andernfalls wäre ein Weinkrampf und das Versprechen, nie mehr einen Löffel in die Hand zu nehmen, die Folge gewesen.

Einmal hatte Richard ihre Frage überhört und auch die zweite. Daraufhin war Melanie aus dem Zimmer gestürmt und ward‘ für den restlichen Tag nicht mehr gesehen.

Praktikanten konnten wirklich kompliziert sein.

Draußen wartete Knecht Ruprecht mit dem Abladen. Zusammen mit Richard zerrten er und der Weihnachtsmann den großen schweren Sack von der Ladefläche und über die Schneestufen hinab in die Hütte. Vorsichtig spähte Richard in den Sack. Dann brummte er zufrieden vor sich hin. (Das hatte er sich beim Weihnachtsmann abgeschaut.)

Wenn es einen Begabung gab, die Richard besaß, dann der Umgang mit Holz. In kürzester Zeit schnitzte und sägte, feilte und raspelte er aus einem unscheinbaren Stück Holz ein allerliebstes Spielzeug.

Das war auch der Grund gewesen, weshalb ihn der Weihnachtsmann als Praktikant für eine Saison aufgenommen hatte. Die Werkstätten der Zwerge waren restlos überlastet und mit Richards Hilfe hoffte der Weihnachtsmann wenigstens einmal rechtzeitig vor dem Fest mit allen Vorbereitungen fertig zu werden.

Aber man mußte Richard immer erst davon überzeugen, daß es notwendig war, zu arbeiten. Andernfalls hätte er tagelang durchgeschlafen und gefaulenzt. Vielleicht ein Buch gelesen, oder gechattet. (Wegen Richard hatte sich der Weihnachtsmann mit großem Aufwand einen Zugang zum Internet legen lassen) Inzwischen verfluchte der Weihnachtsmann den Computer und alles, was damit zusammenhing, auch weil Richard nächtelang mit anderen Menschen sprach und so die Tage verschlief. Aber auch, weil der Weihnachtsmann diesem toten Ding, dem Computer, einfach nichts abgewinnen konnte. Entweder stürzte er plötzlich ab, oder man mußte Ewigkeiten warten, bis irgend etwas passierte. In Richards Händen jedoch wurde das Ding quicklebendig und gehorchte seinem Meister aufs Wort. Wenn der Weihnachtsmann auch nur eine Weihnachtskarte tippen wollte, dann prangte ein „Allgemeine Schutzverletzung in Modul XYZ“ auf dem Schirm. Wirklich ärgerlich.

Richard zog ein paar Dinge aus dem Sack. Es war ein Stechbeitel und ein paar Feilen. Er prüfte sie kritisch und legte sie nickend zurück. Der Weihnachtsmann war erleichtert. Anscheinend hatte er sich für das richtige Werkzeug entschieden.

Müde, durchfroren und um keinen Pfennig reicher, als am Morgen kehrte die Mutter zu Peterchen und Mari zurück. Bald war Weihnachten und sie konnten sich nicht einmal eine Kerze leisten. Und wieder würde es nur eine Suppe aus Wasser und ein Bröckelchen ausgetrocknetes Brot geben. Daheim angekommen fand sie ihre Kinder schlafend vor. Peterchen hatte sich zu seiner kleinen Schwester ins Bett gelegt. Das Feuer im Kamin war aus und im Raum war es kein bißchen wärmer als draußen. Mit zitternden

Fingern legte die Mutter ein Reisigbündel in den Kamin, ging hinab in den Keller, um ein paar von den letzten Scheiten zu holen, die dort lagen.

Nach einer Weile brannte ein munteres Feuerchen. Die Mutter legte ihr Tuch ab und sah nach ihren beiden Kindern.

Mari fieberte immer noch und Peter schlief unruhig. Er war groß und dürr geworden, dachte die Mutter. Das letzte Jahr war auch an ihm nicht spurlos vorüber gegangen.

Sie hängte den großen Topf mit der Suppe in den Kamin, zog ihren Stuhl nahe an das Bett der beiden heran und setzte sich. Vielleicht, dachte sie in ihrer Verzweiflung, war es das Beste wenn ihre Beiden gar nicht wieder erwachen würden, sondern sanft hinüberschlummerten in Gottes Reich.

In der Hütte des Weihnachtsmannes herrschte reges Treiben. Richard, (der Künstler, wie er meinte,) saß am Kopfende des riesigen Tisches und delegierte die Arbeit an den Geschenken. Selbst dem Weihnachtsmann erteilte er Anweisungen.

„Nein, dieses Teil muß da hin! Aber doch nicht so! .... Nein! Nicht... Können sie nicht aufpassen? Es kostet viel Mühe, die Sachen herzustellen! ... Ja, das machst du gut, Melanie! ... Nein, Ruprecht, du mußt jetzt nicht zu den Rentieren!“

Man hätte meinen können, Richard sei der Herr des Hauses. Aber alle folgten ohne zu murren seinen Anweisungen. Immerhin entstanden die allerliebsten Spielzeuge unter ihren Händen und Richards fachmännische Anleitung.

Die Suppe war fertig. Sanft weckte die Mutter ihre Kinder. Peterchen streckte sich und sah seine Mutter groß an. Er roch bereits, daß sie nichts verkauft hatte. Die Suppe duftete nach Kräutern und Kohl, nicht nach Kartoffeln. Die Mutter brach drei kleine

Stückchen Brot ab und reichte jedem eines. Die Suppe aßen alle aus dem Topf. Mari war fast zu schwach um selbst zu essen, darum half ihr ihre mutter so gut es ging. Ansonsten verlief das Essen schweigend. Im Zimmer war es inzwischen behaglich warm geworden. Die hohen züngelnden Flammen waren einer intensiven Glut gewichen, aber die Scheite brannte all zu schnell herunter.

Peterchen sah seine Mutter lange an ehe er fragte: „Mama, kommt diese Jahr der Weihnachtsmann?" Die Mutter sah ihren Sohn an und hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Leise, fast flüsternd antwortete sie: „Ich weiß es nicht. Es heißt, der Weihnachtsmann kommt zu allen Kindern und bringt ihnen, wenn sie brav waren, Geschenke."

Der große Tisch war wieder leergeräumt. Richard saß in einer Ecke, beim Kamin und schnitzte kleine Propeller für Flugstäbe, die er bauen wollte. Melanie saß neben ihm und strickte Puppen-Wollsocken. Der Weihnachtsmann saß in seinem großen Schaukelstuhl und genoß die friedliche Ruhe. Das erste Mal in diesen Tagen, daß Ruhe eingekehrt war in sein Heim. Ruprecht kümmerte sich um die Rentiere und für heute gab es nichts mehr zu tun. In zwei Tagen war Heiligabend, dann würde er durch die Welt reisen und allen Kindern die Geschenke bringen. Es war sein Tag, oder besser seine Nacht. Und für diese Nacht wollte er bereit sein. Also hatte er sich den Frieden an diesem Abend redlich verdient.

Am nächsten Morgen brach die Mutter früh auf. Sie wollte zumindest einige Bündel Reisig verkaufen, um an Weihnachten etwas zu Essen kaufen zu können.

Aber an diesem Morgen waren nicht viele Menschen unterwegs und noch viel weniger Menschen wollten Reisig kaufen. Ein älteres Ehepaar betrachtete die junge Frau, wie sie frierend vor ihren

Reisigbündel stand. Sie hatten Mitleid mit ihr. Die Frau stubste ihren Mann an, der nickte und ging zu der jungen Frau.

„Fröhliche Weihnachten!" Damit drückte er ihr etwas in die Hand und ehe die junge Frau und Mutter reagieren konnte, war das Paar weitergegangen. Die Mutter sah in ihre Hand. Da lag ein Hundertmarkschein. Das Paar war bereits außer Sichtweite, als sich die Mutter von diesem Schreck erholt hatte.

Im Haus des Weihnachtsmannes herrschte hektische Betriebsamkeit. Richard schraubte und hämmerte an den letzten Geschenken, Melanie strickte wie wild, damit auch die letzte Puppe warme Füße behalten konnte und der Weihnachtsmann saß über einer Karte, wo er die Route für seine Tour festlegen wollte. Richard bemerkte es und kam herüber.

„Aber das geht doch mit dem Computer viel schneller!"

Der Weihnachtsmann sah überrascht auf.

„Wie das?"

„Man kann mit dem Computer Routen planen. Man gibt an, wo man überall hin möchte und der Computer berechnet die kürzeste Strecke!"

„Wirklich?" Leise Zweifel nagten am Weihnachtsmann. Er traute diesem Computer nicht recht. War es wirklich einfacher?

„Komm, ich zeige es Dir!"

Zusammen gingen sie zum Computer. Richard setzte sich davor, ließ die Finger knacken und über die Tastatur fliegen.

„Siehst Du, hier gibt man die Stationen auf der Tour ein und wenn man da drauf drückt, berechnet der Computer die best mögliche Strecke!"

Damit ließ er den Weihnachtsmann alleine mir seinen Zweifeln.

Der Weihnachtsmann tippte langsam den ersten Ort ein und hielt den Atem an, aber der Computer war ausnahmsweise in gnädiger Laune und brachte keine „allgemeinen Schutzverletztung". Von neuem Mut beseelt gab er, Buchstabe für Buchstabe, den nächsten Ort ein, dann den nächsten und so weiter. Bald fand er Gefallen daran. Vielleicht waren Computer doch nicht so sinnlos, wie er bislang immer angenommen hatte.

Stunden später, Melanie hatte ihn bereits mehrfach zum Essen gerufen und schließlich einen Teller gebracht, saß der Weihnachtsmann immer noch am Computer und tippt Orte in die Tastatur. Nicht ein einziges Mal war der Computer abgestürzt! Und bald hatte er alle Orte eingegeben! Nur noch diesen einen und dann, was hatte Richard gesagt, hier drauf klicken und dann...

„Es steht zu wenig Arbeitsspeicher zur Verfügung! Bitte beenden sie einige Anwendungen, um den Vorgang abzuschließen!"

Der Weihnachtsmann stockte. Das gehörte bestimmt nicht zur Berechnung der Route. Er beschloß, daß es besser war, Richard zu fragen. Der zuckte aber nur mit den Schultern.

„Keine Ahnung. Wir sollten ein paar Programme beenden, aber es läuft gar kein anderes. Tja, Pech gehabt, das war's wohl mit der Planung!"

„Das darf doch nicht wahr sein!"

„Kommt schon mal vor. Computer sind halt auch nur Menschen!"

Wer jemals einen zornigen Weihnachtsmann gesehen hat, der wünscht sich, diese Erinnerung zu vergessen. Der Weihnachtsmann war nun fuchstteufelswild.

„Diese verdammt Sch...teil! Ich sitze hier und tippe seit Stunden die Orte ein .... und ...."

Fast schienen die Apfelbacken platzen zu wollen, so rot waren sie. Richard entschied, daß es besser sei, das Feld zu räumen. Er eilte

zurück in die Stube an seine Arbeit.

Ein ohrenbetäubender Krach erdröhnte und anschließend kam der Weihnachtsmann zufrieden grinsend in den Raum, in der Hand eine Axt. Richard schwante Übles.

„Äh... der Computer ...?"

„Was für ein Computer?" Die Stimme des Weihnachtsmannes nahm eine gewisse Schärfe an.

„Oh, nichts, ich dachte nur ... Ich mache hier weiter, ja?"

Die Mutter saß an Maris Bett. Diesmal lächelte sie froh. Das Fieber hatte nachgelassen, zumindest ein wenig. Über einem munteren Feuerchen kochte eine wundervolle Suppe und der Raum war erfüllt vom harzigen Duft des frischen Holzes. Dazwischen schwang ein leichter Hauch, fast eine Ahnung von Kartoffelsuppe durch den Raum. Die Überraschung, daß es ein richtiges Weihnachtsessen geben würde, hatte sich die Mutter aufbewahrt. Für diesen Abend würde es genügen, wenn sich alle an dem frischen Brot und der Suppe richtig sattessen konnten.

Heiligabend brach an. Der Weihnachtsmann hatte bis in den frühen Morgen seine Tour geplant, von Hand, auf der Karte, natürlich. Melanie war dabei, Unmengen von Butterbroten zu schmieren und Richard schlief noch. Alles war friedlich. Und wäre der Weihnachtsmann nicht so müde gewesen, er hätte diesen Morgen genießen können. So jedoch dachte er voll Grauen an die kommende Nacht und seine Aufgabe.

Die Mutter schlich sich aus dem Haus, als die Kinder noch schliefen. Sie wollte noch einkaufen gehen und ein paar Dinge besorgen, um das Haus zu schmücken. Als die Mutter die Türe hinter sich

geschlossen hatte, stand Peter auf, eilte zu einer losen Bodendiele, die ihm als Geheimversteck diente. Er holte eine kleine Plastiktüte hervor, in welcher er über viele Monate alles sammelte, was er sich verdient hatte. Es waren inzwischen vierzig Mark und er wollte seiner Mutter und seiner Schwester eine Freude zu Weihnachten machen. Er zählte gewissenhaft das Geld, was einige Zeit in Anspruch nahm, denn, das meiste waren Groschen und fünfzig-Pfennig-Stücke, die er sich verdient hatte, indem er leere Flaschen zurückbrachte. Manchmal hatte er alten Damen geholfen und den Einkauf getragen und manchmal hatte er von den alten Damen dafür ein bißchen Geld bekommen - nicht viel, aber immerhin mal eine Mark und manchmal sogar fünf. Er warf noch einen Blick auf Mari, die ruhig schlief, dann schlüpfte auch er aus dem Haus.

Gegen Mittag machte Knecht Ruprecht den Schlitten bereit. Die Rentiere durften noch im Stall bleiben, aber der Schlitten mußte beladen werden. Zusammen mit Richard schleppte er die Säcke zum Schlitten und beluden ihn. Aber so viele Säcke sie auch auf den Schlitten luden, er wurde und wurde nicht voller. Er sah stets voll beladen aus, mehr jedoch nicht.

Der Weihnachtsmann saß über seinem großen Buch und trug die letzten Stationen seiner Tour ein. Dabei brummte er ein Weihnachtslied vor sich hin. Melanie hatte inzwischen die Brote fertig und machte sich daran, sie in einen großen Picknickkorb zu packen. So verging der Mittag.

Als es dunkler wurde, rief der Weihnachtsmann alle zusammen. „Es ist vollbracht! Ich danke Euch für eure Hilfe." Zaghaft fragte Melanie: „Äh, ... ist es eigentlich möglich ... ich meine, ... könnten wir vielleicht mitkommen?" „Ja, das wäre cool!" bestätigte Richard den Antrag.

Der Weihnachtsmann sah bedächtig in die Runde. Seine Augen schienen zu fragen „Traut ihr euch das wirklich zu?" Alle schauten erwartungsfroh zurück. Bis auf Knecht Ruprecht, der weiterhin griesgrämig ins Feuer starrte. „Also meinetwegen, aber seid gewiß,

es ist keine leichte Aufgabe!“ Richard und Melanie brachen in Jubel aus. Das war es schließlich! Was nutzte ein Praktikum beim Weihnachtsmann, wenn man die Hauptsache, die Bescherung, verpaßte?

„Also, dann laßt uns aufbrechen, wir haben noch eine Menge Arbeit vor uns!“

Als die Mutter nach Hause kam, saß Peterchen an Maris Bett. Er hatte eine Hand auf ihre Stirn gelegt und sah verzweifelt auf, als er seine Mutter bemerkte.

„Sie hat wieder Fieber!“ Die Mutter stellte die Tasche ab und eilte zu ihrem Kind. Sie schien von innen heraus zu glühen. Unter den geschlossenen Lidern zuckten die Augen hin und her. Die Mutter eilte in die Küche um feuchte Wickel zu machen, aber auch das half nicht.

„Das ist vielleicht der letzte Tag, den meine Tochter auf dieser Erde weilt...“ Der Gedanke war so erschreckend, daß sie die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Peter trat zu ihr und streichelte ihren Rücken.

„Nicht weinen, Mama, du hast es doch selbst gesagt, wenn es Gottes Wille ist...“ Aber heute war Heiligabend! Warum gerade heute, als sie endlich etwas für ihre Kinder hatte kaufen können, das ihnen eine Freude machen würde...

Der Schlitten glitt lautlos durch die Nacht. Von seinen Kufen sprühten Funken wie Sterne. Vorne auf dem Kutschbock saß der Weihnachtsmann, neben ihm, in eine Ecke gedrängt, Melanie, die sich in einen dicken Schal mümmelte, hinter ihnen, auf dem Sack, Richard, der Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahrenund ganz hinten auf dem Schlitten stand Knecht Ruprecht und bemühte sich, das Gefährt aufrecht zu halten.

Immer wenn sie zu einem Haus kamen, bremste der Weihnachtsmann den Schlitten über dem Dach, nahm einen Sack vom Schlit-

ten, zwängte sich in den Kamin, was interessanter Weise immer gelang, auch wenn der Kamin sehr viel schmaler war, als die Taille des Weihnachtsmannes. Dann rutschte er hinab und kehrte nach einigen Minuten, auf dem geleichen Weg zurück. Nach einigen Ortschaften äußerte Richard den Wunsch, den Weihnachtsmann einmal hinab zu begleiten. Der Weihnachtsmann grübelte eine Weile und meinte schließlich, daß Richard und später auch Melanie ihn einmal begleiten dürften, aber er würde entscheiden wann.

Es war ein trauriger heiliger Abend. Maries Fieber wollte und wollte nicht sinken und die Mutter hatte keine Lust mehr auf Weihnachten. Die feinen Sachen, die sie für das Abendessen gekauft hatte lagen vergessen in der Tasche. Peter wärmte für seine Mutter und sich den Rest der Kartoffelsuppe vom Vortag auf. Mehr konnte und wollt er nicht tun. Das Geschenk für Marie lag in seinem Versteck unter der Diele und das für seine Mutter hatte er unter seinem Bett versteckt. Aber das alles spielte nun keine Rolle mehr, denn Mari ging es immer schlechter.

Als der Schlitten über einem großen Bauernhaus zum Stehen kam, meinte der Weihnachtsmann, daß es nun Zeit sei, daß Richard ihn begleiten würde. Freudig kletterte Richard vom Schlitten und wäre vor lauter Übermut fast vom Dach gefallen, aber der Weihnachtsmann fing ihn im letzten Moment auf.

„Na, na, na, nicht so stürmisch!“ „Entschuldigung...“ Sehr viel vorsichtiger folgte er dem Weihnachtsmann zum Kamin. Der Weihnachtsmann schwang seine Beine über den Sims und schien zu schrumpfen, gerade so sehr, daß er durch den Kamin paßte. Richard folgte ihm. Zweifelnd ließ er seine Beine in den Kamin baumeln. Er schien nicht zu schrumpfen. Aber wenn er dem Weihnachtsmann folgen wollte, dann mußte er springen, hinab und ins Ungewisse. Zunächst ging alles gut, aber dann fühlte er, wie sich der Kamin innen verjüngte, wie die Wände immer näher kamen und wie er schließlich fest saß. Aus! Kein Weg nach unten und

zurück war ebenfalls ausgeschlossen. Die Wände waren viel zu glatt.

„Wo bleibst du, Junge!“ „Ich ... ich stecke irgendwie fest!“ Von unten drang ein verärgertes Gegrummel empor. „Warte!“ rief der Weihnachtsmann. Dann hörte Richard die schweren Schritte, eine Tür und schließlich von oben ein Ächzen. „Ich laß dir ein Seil herunter. Halte dich daran fest. Ich ziehe dich heraus!“

Ein Seilende baumelte durch den Kamin herab und Richard griff danach, wie nach einem letzten Strohhalm. Die Sache war ihm außerordentlich peinlich. Im Grunde genommen war seine Neugier Schuld, daß er hier fest saß. „Ich hab das Seil!“ Der Weihnachtsmann zog einen einigermaßen kleinlauten Richard aus dem Kamin. „T‘schuldigung....“ „Du kannst doch gar nichts dafür. Ich hätte selbst daran denken müssen.“ „Warum klappt das dann bei dir? Ich meine du bist ... nicht unbedingt vollschlank...“ „Das ist mein kleines Geheimnis. Aber nun müssen wir weiter.“ Der Weihnachtsmann sprang auf den Kutschbock, der Schlitten wackelte gefährlich und wartete kaum, bis Richard wieder Platz oben auf dem Sack genommen hatte, da rief er bereits: „Hey-ho!“

Ein paar Ortschaften später hatte sich Richard von dem Schrecken erholt. „Meinst du ich kann es noch einmal versuchen? Ich meine durch die Türe natürlich....“ „Selbstverständlich. Aber durch die Türe, das ist eine gute Idee!“

Am nächsten Haus landete der Schlitten auf dem Boden, nahe der Haustüre. „Komm, diesmal bleibst du nicht stecken, das verspreche ich dir!“ Der Weihnachtsmann nahm seinen Sack und eilte zur Haustüre. Richard versuchte ihm so schnell wie möglich zu folgen. Der Weihnachtsmann hielt sich nicht mit so Kleinigkeiten wie Schlössern auf. Als er nach der Türe griff, sprühten Funken von seiner Hand und die Türe öffnete sich ohne Schwierigkeiten. Der Weihnachtsmann brauchte nicht zu suchen, wo die Wohnstube lag, er griff selbstverständlich nach der richtigen Türe. Als sie eintraten, war die Familie, Vater, Mutter und drei Kinder, am Eßtisch, aber keiner schien sie zu bemerken. „Können sie uns

nicht hören?“ „Nein. Es ist sonderbar, aber so lange ich beschere, hat mich noch nie jemand bemerkt.“ „Und was ist mit mir?“ „Ich nehme an, dich bemerken sie nicht, weil du mit mir hier bist.“

Der Weihnachtsmann griff in seinen Sack und zog wie drei hübsch verpackte Päckchen hervor. An jedem Päckchen baumelte ein Kärtchen mit einem Namen. Der Weihnachtsmann sah sich die Namen an, brummte vor sich hin, legte die Päckchen unter den Baum, zog das große Buch hervor, (wo das Buch die ganze Zeit gewesen war, blieb ein Rätsel) und hakte drei Namen ab, die dort standen. Dann wand er sich wieder an Richard:

„Das war‘s. Eigentlich keine große Sache...“ Aber Richard reagierte kaum. Er war damit beschäftigt, den Kindern zu lauschen, die sich darüber stritten, wer nun das Jahr über am bravsten gewesen war. Diese Unterhaltung schien langsam zu eskalieren, aber ehe Richard den Höhepunkt, zweifellos eine Prügelei, erleben durfte, zerrte der Weihnachtsmann ihn ins Freie. „Wir müssen weiter!“, war sein lapidarer Kommentar, und schon war er wieder auf dem Kutschbock und wartete ungeduldig auf Richard.

Die nächste Station war ein altes, fast verfallenes Häuschen. Der Weihnachtsmann bremste die Rentiere, daß der Schnee in großen Wolken aufstieg. „Und nun,“ er machte eine künstliche Pause, „mein Fräulein, seid ihr an der Reihe, wenn ihr noch wollt!“

Viel zu aufgeregt, den Weihnachtsmann bei seiner Arbeit begleiten zu dürfen, regte sich Melanie überhaupt nicht über die Bezeichnung auf. Sie kletterte vom Kutschbock und folgte dem erstaunlich agilen, alten Mann. Wieder öffnete der Weihnachtsmann wie durch ein Wunder die wahrscheinlich verschlossene Haustüre. Melanie war ebenso verblüfft wie Richard zuvor.

Das Haus war ärmlich. Kein Schmuck, kein Licht, ein fast herabgebranntes Feuer im Kamin. Die Mutter saß am Bett der Tochter, ihr älterer Sohn neben ihr. Melanie blieb stehen und betrachtete die kleine Familie.

„Was ist los mit ihnen?“ Richard hatte bereits erzählt, daß

niemand sie hören konnte. Der Weihnachtsmann zögerte. Er schüttelte traurig den Kopf. „Marie, das kleine Mädchen, ist krank und wird diese Nacht nicht überleben." „Aber das dürfen wir nicht zulassen!" „Ich bin der Weihnachtsmann, und kein Schutzengel!" „Dennoch! Heute ist doch Heiligabend!" „Was soll ich denn tun?"

Auf dem Bett bewegte sich etwas. Marie setzte sich auf und sah in Richtung Weihnachtsmann und Melanie. Die Mutter folgte ihrem Blick, konnte aber nichts ungewöhnliches erkennen und wand sich wieder ihrer Tochter zu. „Mein armes Kleines, was hast du?" „Da, ... da steht der Weihnachtsmann mit einem Engel!" „Arme Kleine, du träumst."

Melanie konnte kaum an sich halten. „Sie hat uns gesehen, sie hat uns gesehen!" Der Weihnachtsmann fuhr sich nachdenklich durch den Bart. „Sie steht an der Schwelle des Todes. Vielleicht kann sie uns deshalb erkennen."

Mit schwacher Stimme sagte Marie: „Sie reden über mich! Ich kann es ganz deutlich hören!" Die Mutter war in großer Sorge. Nun fanatisierte Marie schon. „Sei ruhig. mein Kleines! Es wird alles gut."

„Nichts wird gut! Das Mädchen muß sterben! Versteht ihr!" Melanie war außer sich. „Beruhige dich. Wir können wirklich nichts tun." „Aber das ist so ungerecht!" Der Weihnachtsmann sah seiner Praktikantin in das zornige Gesicht. So leicht würde sie sich nicht überzeugen lassen. Er seufzte. Inzwischen kannte er sie ein wenig. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte... „Komm, laß uns das draußen besprechen!" Nur widerstrebend folgte sie ihm zu den anderen nach draußen.

Richard war fast ebenso betroffen wie Melanie. Knecht Ruprecht brummelte etwas Unverständliches in seinen Bart. Ob er Melanies Erregung verstand oder nicht, war nicht zu erkennen. „Wir müssen etwas unternehmen! Schließlich ist Heiligabend, ... Weihnachten - das Fest der Liebe!" Melanie war nun den Tränen nahe. „Ich finde ja auch, daß wir der armen Familie helfen sollten."

„Und ich sage, wir können ihnen nicht helfen!“ „Wir haben es noch nicht einmal versucht!“

Der Weihnachtsmann sah sich mit einer kleinen Rebellion konfrontiert. Melanie und Richard wollten nicht weiter fahren, Knecht Ruprecht stand neben dem Schlitten und machte keinerlei Anstalten, auf den Schlitten zu steigen. Selbst die Rentiere schienen in ihrem Geschirr in eine andere Richtung blicken zu wollen. Der Weihnachtsmann schüttelte über so viel Eigensinn und kollektive Verweigerung den Kopf. Was blieb ihm anderes übrig, als irgend etwas zu versuchen, nur um seine Mannschaft zufrieden zu stellen. Er ging noch einmal alleine in das Haus, aber diesmal trat er an das Bett. Er sah in die glasigen Augen des Mädchens, das ihn lächelnd ansah.

„Da bist du ja wieder, Weihnachtsmann!“ „Hallo Marie. Wie ich höre, bist du krank.“

Unbemerkt waren die anderen, bis auf die Rentiere, ins Zimmer gekommen und sahen von der Türe aus zu.

„Sag mal, möchtest du nicht mit deiner Mutter und deinem Bruder Weihnachten feiern?“ „Und mit Papa.“

„Aber dein Papa ist doch im Himmel?“ „Dann will ich mit Papa Weihnachten feiern!“

Maries Mutter legte feuchte Tücher auf die glühende Stirn ihrer Tochter Bei ihrem Mann war es ebenso gewesen. In seiner letzten Nacht hatte er im Fieberwahn ebenfalls wirre Dinge erzählt, bis er aus Erschöpfung einschlief und nie mehr erwachte.

„Und was ist mit deiner Mutter und deinem Bruder? Sollen sie alleine, ohne dich Weinachten feiern?“ „Aber ich will auch mit Papa feiern!“

Der Weihnachtsmann beugte sich zu Marie herab und flüsterte ihr ins Ohr: „Hör zu, meine Kleine, wir machen jetzt etwas ab: Wenn du hier bleibst und mit deiner Mutter und deinem Bruder feierst, verspreche ich, daß ich dafür sorge. daß dein Papa bei euch

ist, auch wenn ihr ihn nicht sehen könnt!“

„Machst du das wirklich?“ „Versprochen! Ich sage ihm, daß du mit ihm feiern willst und ich verspreche, daß er bei euch sein wird!“ „Dann bleibe ich bei Mama. Und bei Peter.“ Damit sank sie mit einem Lächeln in einen tiefen Schlaf.

Maries Mutter mußte weinen. Nun war Marie eingeschlafen und würde wohl nie mehr erwachen.

Der Weihnachtsmann klopfte ihr aufmunternd auf die Schulter. Die Mutter sah sich um. Es war ihr, als wenn ein Lufthauch sie gestreift hätte. Irgend etwas ging hier vor sich.

Peterchen war inzwischen eingeschlafen und die Begleiter des Weihnachtsmannes standen still am anderen Ende des Raumes.

„Ich weiß nicht, ob die Kleine es schaffen wird. ich habe getan, was ich konnte.“ Melanie war zu gerührt, um noch einen Ton herauszubringen. Richard nickte nur zustimmend und Knecht Ruprecht brummte etwas in seinen Bart, was nach einer Zustimmung klang.

„Es wird Zeit. Wir müssen noch viele Kinder glücklich machen, in dieser Nacht!“ „Aber... aber, wir können doch nicht gehen! Jetzt noch nicht!“ Der Weihnachtsmann legte seinen Arm um seine Praktikantin. All der Arger war verflogen.

„Willst du hier bleiben? Wir holen dich ab, wenn alle Kinder ihre Bescherung bekommen haben.“

Melanie nickte und Richard meinte, er habe nun ebenfalls genug gesehen, von der Arbeit eines Weihnachtsmannes. Er wolle ebenfalls hier bleiben.

„Also gut, dann soll es so sein!“

Melanie und Richard setzten sich, der Weihnachtsmann und Knecht Ruprecht gingen zum Schlitten.

Der Abend wurde zur Nacht, und vier Personen wachten über Maries unruhigen Schlaf. Immer noch hatte sie Fieber, aber noch hatte sie den Kampf um ihr Leben nicht verloren. Die Mutter war wach. ihre Tränen waren versiegt. Peterchen schlief zusammengerollt am Fußende des Bettes; Melanie und Richard saßen auf einer Bank nahe dem Feuer, das inzwischen fast vollständig herunter gebrannt war. Die Stunden schienen nicht enden zu wollen. Aber so lange der leise zischende Atmen der Kleinen zu hören war, bestand noch Hoffnung.

Der Weihnachtsmorgen dämmerte bereits. als die Mutter aufschreckte. Sie war ebenso eingenickt, wie Melanie und Richard. Marie bewegte sich. Aufgeregt stand die Mutter auf. inzwischen waren alle anderen ebenfalls von dem Geraschel erwacht. Die Mutter befühlte Maries Stirn. Das Fieber war herunter gegangen und der Atem rasselte nicht mehr so sehr.

„Peterchen! Es ist ein Wunder! Es geht ihr besser!“ Melanie jubelte. Sie umarmte Richard und hätte, wenn die Mutter sie hätte sehen können, auch diese umarmt - am liebsten, die ganze Welt.

„Nun müssen wir ganz leise sein, damit sie noch ein bißchen schläft!“ Die Mutter deckte zunächst Marie und dann Peter zu. Anschließend sank sie auf dem Stuhl zusammen. Sie betet zu ihrem Herrgott, der Marie doch noch nicht zu sich geholt hatte und sie dankte ihm und allen Engeln, die dieses Wunder ermöglicht hatten.

Als sie auf dem Heimweg waren, zurück zur Hütte des Weihnachtsmannes im Winterland, jenseits der Wolken, saßen vier fröhliche Gestalten auf dem Schlitten und selbst die Rentiere schienen heiterer als sonst. Knecht Ruprecht stand hinten und sang ein Weihnachtslied, das die anderen nur am Rhythmus identifizieren konnten. Dann stimmten alle mit ein.

„Alle Jahre wieder kommt das Christuskind,

auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind!

Kehrt mit seinem Segen, ein in jedes Haus,

geht auf allen Wegen mit uns ein und aus.

Steht auch dir zur Seite. still und unerkannt.

daß es ruhig dich leite, an der Liebe Hand“

Die Rentiere, Melanie, Richard und selbst Knecht Ruprecht waren längst zu Bett gegangen, als der Weihnachtsmann noch in seiner Stube vor einem prasselnder Feuerchen saß und sich zufrieden den Bart strich. So weihnachtlich hatte er sich sich seit Jahren nicht mehr gefühlt.

Zwar hatten ihm seine Helfer mancherlei Ärger bereitet, aber letztlich hatte sich alles zum Guten gewandt.

Er überlegte bereits, ob er im folgenden Jahr wieder Praktikanten zu sich nehmen würde, aber nie mehr, da war er sich sicher, würde er einen Computer benutzen!

Alle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen müßten purer Zufall sein!

Ein Frohes Fest und alles Gute!

Euer Stefan

Dezember 1999

Zu Weihnachten 1999 entstand das erste Kapitel eines neuen Romanes. Die phantastische Geschichte wird hier in groben Zügen entworfen und soll bald fortgesetzt werden.

Zeitenwende

1. Kapitel: Der Beginn

In einer anderen Zeit, als die Menschen das Träumen noch nicht verlernt hatten und mit allen anderen Wesen in Harmonie lebten, herrschte ein alter, weiser König über ein kleines Land am Fuß der Alptraumberge. Die Menschen trieben Handel mit den Zwergen, die ihre Stollen tief in die Berge getrieben hatten, sie achteten die versteckten Reiche der Elfen tief in den uralten Wäldern und sie mieden die Täler, die von den Trollen bewohnt wurden.

Alle Wesen wußten voneinander und achteten Sitten und Gebräuche. Dennoch gab es einen regen Austausch von Waren. Die Zwerge förderten verschiedene Erze und Edelsteine, Trolle waren Meister in der Bearbeitung von Stein und die Holzarbeiten der Elfen waren sagenumwoben.

In dieser Zeit des Friedens und der Ruhe gediehen vor allem die Menschen. Ihre Kunst waren Handel und Ackerbau. Ihre Anzahl wuchs rasch, während die langlebigeren Rassen nur selten Nachwuchs hatten.

Der alte König saß alleine in seinem Thronsaal und grübelte vor sich hin. Seit einigen Wochen hatte niemand mehr etwas aus Tir'nan'og, der nächstgelegenen Stadt der Elfen, gehört. Die Elfen waren immer schwierige Verhandlungspartner gewesen, aber immer hatte eine lose Verbindung zwischen Menschen und den

Elfen bestanden und diese Verbindung war nun unterbrochen.

Seit Menschengedenken hatten die Elfen immer wieder einen Vertreter Ihrer Rasse gesandt, und mußte dieser zurück in die Stadt seiner Vorfahren, war innerhalb von Tage ein Ersatz gekommen. Tir'nan'og war eine Stadt, hoch oben in den Bäumen, gewachsen und nicht erbaut, deren Schönheit unbeschreiblich war. Harald, der alte König, war ein einziges Mal in Tir'nan'og gewesen, als Eldur den Thron der Elfen von Tir'nan'og bestieg. Als Geste des Guten Willens und um der Nachbarschaft willen war Harald mit einer kleinen Schar Getreuer eingeladen worden, um an den Festlichkeiten teilzunehmen. Im Allgemeinen schätzten die Elfen ihre Unabhängigkeit zu hoch, um Menschen in ihren Stätten willkommen zu heißen. Wenn sie Kontakt suchten, dann an den Stätten der Menschen. Aus diesem Grund gab es auch unzählige Geschichten über den sagenhaften Reichtum der Elfenstädte. Harald wußte es besser, aber er, ebenso seine Begleiter, hatte den Elfen bei ihrem Leben und allem, was ihnen heilig war, schwören müssen, daß sie niemandem irgend etwas über die Stadt und ihre Bewohner offenbaren würden.

Das hatte zahllose Abenteurer und Banditen nicht davon abgehalten, nach Tir'nan'og zu suchen und kläglich zu scheitern. Wenn die Elfen nicht gefunden werden wollten, konnte keine Macht auf Erden etwas daran ändern.

Und nun war der Kontakt verloren. Die Lieferungen der Elfen waren im Verzug und zahlreiche Kaufleute hatten sich bei Harald beschwert, daß sie nicht liefern konnten. Von all seinen Getreuen, die Harald damals auf seiner Reise begleitet hatten, lebten nur noch wenige. Es war vor über dreißig Jahren gewesen und Harald selbst noch ein junger, unerfahrener König, der nach dem viel zu frühen Tod seines Vaters das schwere Amt übernommen hatte. Die meisten Begleiter waren alte Recken und weise Berater gewesen, die bald darauf das zeitliche segneten. Lediglich ein Mann, Haralds Jugendfreund und Vertrauter, inzwischen Schwertmeister und Heerführer Thomas und ein paar ehemalige Junker lebten noch.

Von den Junkern konnte Harald keine Hilfe erwarten, zu sehr waren sie in Zwistigkeiten untereinander verstrickt und er selbst konnte kaum zu einer solch sinnlosen Suche aufbrechen, deren Ausgang ungewiß war.

Verbittert grübelte er über die Möglichkeiten, die sich ihm boten. Er konnte entweder weiter warten, daß die Elfen von sich aus Kontakt aufnahmen, oder aber er mußte Thomas schicken. Er fluchte, denn die Trolle im Norden waren in den letzten Monaten unruhig geworden und es hatte bereits ein paar Überfälle gegeben, bei welchen abseits gelegene Bauernhöfe geplündert wurden. Bislang hatten die Trolle sich nicht in die Nähe von Dörfern getraut, aber vor ein paar Monaten hätte es auch niemand für möglich gehalten, daß Tolle einmal Bauernhöfe überfallen würden. Im Augenblick brauchte er seinen Freund hier, als Berater und obersten Kriegsherr. Andererseits war die Wirtschaft vom Handel abhängig und traditionell erbrachten die Holzarbeiten der Elfen hohe Profite. Würde der Kontakt nicht wieder zustande kommen, würden viele Mäuler hungrig bleiben. Sein Volk wuchs so rasch und eroberte sich immer neue Räume... Die Menschen waren auf den Handel mit den Elfen angewiesen, wenn es nicht zu einer schrecklichen Hungersnot kommen sollte.

Harald betrachtete seine faltige Haut, die schlanken Finger, die Ringe und Runen, die seine Finger bedeckten. Als kleiner Junge waren sie ihm in einer schmerzhaften Prozedur eingebrannt worden. Sie beschworen die guten Geister, diesem Menschen das rechte Geschick zu schenken und alles, was er in die Hände nahm zu segnen. Als zukünftiger König mußte er diese Prozedur über sich ergehen lassen, ohne zu murren, ohne eine Träne, da dies als schlechtes Omen verstanden wurde. Harald hatte die Zähne fest zusammen gebissen und hatte es wie ein Mann ertragen. Nun mußte Harald an jenen Tag zurückdenken. Thomas hatte neben ihm gestanden und gelegentlich verstohlen seine Schulter gedrückt, als Zeichen seines Mitgefühls.

Dann war sein Vater gestorben, plötzlich, ohne daß es jemand ahnen konnte, starb der alte König in seinem Bett. Als die Bedien-

steten am nächsten Morgen nach ihm sahen, war er tot. Keiner konnte es sich erklären und selbst die eilends herbeigerufenen Heiler wußten keine Antwort. Es sei Gift gewesen, wurde gemunkelt, aber niemand wagte es, den Verdacht laut auszusprechen.

Harald wurde seiner Jugend beraubt und mußte den Thron besteigen. Die unbeschwerten Tage mit Thomas an seiner Seite, waren dahin.

Er schüttelte den Kopf, um die trüben Gedanken zu vertreiben. Er mußte eine Entscheidung fällen. Sollte ein anderer einstweilen Thomas Stelle übernehmen. Kein anderer war in der Lage, Tir'nan'og zu finden.

Zwei Tage später schallten Posaunen durch die Gänge der Burg. Herolde auf den Zinnen teilten dem herbeieilenden Volk mit, daß Thomas, Schwertmeister und oberster Heerführer für eine Weile von seinem Posten und seinen Ämtern zurücktrat, um einen Auftrag im Namen des Königs auszuführen. Er solle die sagenhafte Stadt Tir'nan'og finden und in Erfahrung bringen, was den Elfen, zugestoßen sei. Ein Aufgebot von dreißig Lanzenreitern und fünfzig Fußsoldaten wurden unter seinem Kommando ausgesandt.

Die Menschen jubelten. Jeder hatte von dem langen Schweigen der Elfen gehört und die Angst hatte viele ergriffen. Mancher, der mit den Elfen handelte, hatte sich nach neuen Aufgaben umsehen müssen. Und auch viele Arbeiter waren seit Tagen ohne Lohn und Brot, da es nichts zu arbeiten gab.

Thomas genoß großes Ansehen im Volk und die meisten nahmen an, daß er Erfolg haben würde.

Thomas saß bei seinem alten Freund und brütete vor sich hin.

Er war mit der Entscheidung des König überhaupt nicht einverstanden. Seiner Meinung nach war die Lage im Norden viel zu gefährlich, als daß er selbst im Süden sich auf solche eine sinnlose Reise einlassen konnte. Aber Harald war der König und er war bei seiner Ehre zu Treue verpflichtet. Was immer der König entschied, er mußte sich daran halten. Insgeheim jedoch wollte er dagegen protestieren. Natürlich verstand er die Not und auch die Gründe für Haralds Entschluß, aber Thomas war Krieger und kein Fährtensucher und es war über dreißig Jahre her, daß er, jung und unbeschwert, mit Harald nach Tir'nan'og gezogen war. Wie sollte er diese Stadt nur wiederfinden?

Eine dünne Hand legte sich auf seine Schulter.

"Was schaust Du so betrübt, mein alter Freund?"

"Ich verstehe Dich schon, aber... Wärst Du nicht mein Freund, ich würde es auf einen Streit ankommen lassen!"

Harald schüttelte langsam den Kopf.

„Wir sind zu alt für dreierlei Geplänkel. Die Elfen sind für unser Volk zu wichtig, als daß ich warten könnte, ob sie sich melden, oder nicht. Und nur Du kannst Tir'nan'og finden... Glaub' mir, ich bedaure dies mehr als Du!"

„Du wirst es noch bedauern... Ach lassen wir das. Ich kann und will mich nicht mit Dir streiten."

„Dann tue Deine Pflicht, so schwer sie Dir auch fallen mag." und leise ergänzte er: „Ich weiß, daß ich viel von Dir verlange, aber wenn Du scheiterst, weiß ich, daß niemand die Aufgabe lösen kann. Ich will nur das Beste für mein Volk und das weißt Du!"

Thomas nickte. Wie auch immer, vielleicht hatte das Ganze doch etwas Gutes, er kam endlich aus der muffigen Sommerhitze der Stadt heraus. Seit Monaten hatte er es nicht mehr geschafft, durch die weiten Wälder zu reiten und zu jagen.

„Ich bete zu den guten Göttern, daß sie Dich heil zurückführen

mögen. Ich weiß wohl, welchen Gefahren ich Dich aussetze... Versprich, auf Dich und Deine Mannen acht zu geben!"

„Ich verspreche es Dir, als Schwertmeister und als Dein Freund. Wenn es getan werden kann, werde ich Tir'nan'og und diese verdammten Elfen für Dich finden.

Weitere zwei Tage später brach Thomas mit seinen achtzig Mann auf. Zahllose Menschen säumten die engen Straßen, als das Aufgebot auszog, das Unmögliche zu versuchen.

Thomas ritt voran, wie es einem Heerführer anstand, und reckte sein blondes Haupt in die heiße Sommerluft. Seine Soldaten folgten ihm, wie er sie gedrillt hatte, im Gleichschritt und den Blick nach vorne, auf die vor ihnen liegende Aufgabe gerichtet. Thomas war ein großer Mann und trotz seines Alters, mit geradem Rücken. Im Scherz wurde gemunkelt, daß sich Trolle unter seinen Vorfahren befunden haben sollen. Laut hätte das niemand gewagt auszusprechen, da er sonst Thomas gegenüber gestanden hätte.

Sie zogen den Tag über nach Süden, an der Küste entlang. Der große Wald, in dessen Mitte sich Tir'nan'og verbarg, lag eine Tagesreise südlich. Dann würde das Vorankommen erheblich schwerer. Am Rand des Waldes gab es noch einige befestigte Wege, aber je weiter man in den Wald eindrang, um so unwegsamer wurde das Gelände. Thomas hatte Pioniere unter seinen Fußsoldaten, die dem Rest einen Weg bahnen würden. Aber ohne die Begleitung der Elfen wehrte sich der Wald gegen Eindringlinge.

Im Augenblick jedoch genoß Thomas den leichten Wind, der die Mittagshitze erträglicher erscheinen ließ. Am Ende der Kolonne, hinter den Lanzenreitern, kamen zwei Karren, auf welchen Versorgungsgüter und Zelte transportiert wurden. Thomas grübelte, was sie wohl im Wald mit ihnen anstellen sollten. Zum Fahren war das Gelände zu hüglig und an vielen Stellen standen die Bäume so dicht, daß man bereits zu Pferde acht geben mußte. Sie würden wohl die Karren zurücklassen müssen und die Ladung verteilen. Vielleicht konnten auch einige Lanzenreiter ihre Pferde führen

und den größten Teil der Ladung auf dem Rücken der Pferde transportieren.

In all den Jahren hatte er immer auf gute Planung Wert gelegt, aber bei dieser Reise würde es mehr darauf ankommen zu improvisieren.

Thomas ließ seinen Blick zurück über seine Männer schweifen. Alles gute und verläßliche Soldaten, die teilweise seit vielen Jahren zusammen mit ihm dienten, aber es waren auch viele junge Gesichter darunter, die er selten oder noch nie gesehen hatte. Dennoch erfüllte es ihn mit Stolz, diese Männer anführen zu dürfen.

Letztlich, das war ihm bewußt, kam alles auf seine Erinnerungen und seine Fähigkeit an, Tir'nan'og zu finden. Man sagte, daß nur der Mann Tir'nan'og finden konnte, der es einmal gesehen hatte. Tief in Thomas regten sich Zweifel, aber er versuchte an diesen Hoffnungsschimmer zu glauben.

Am nächsten Tag sahen sie den Rand des großen Waldes. Thomas erinnerte sich daran, wie er als junger Mann, vor dreißig Jahren hier gestanden und, den Kopf in den Nacken gelegt, zu den Wipfeln der Bäume aufgeschaut hatte. Nun lag der Rand des Waldes gut eine Meile weiter im Landesinneren und die Bäume, die damals den Himmel erfüllten, waren verschwunden. Statt dessen säumten Felder und Äcker den Rand. Die Menschen hatten ganz langsam vom Land immer mehr Besitz ergriffen, den Wald Meter um Meter abgeholzt, neuen, fruchtbaren Boden dem Dickicht abgerungen. Voller Schmerzen dachte Thomas an jene Zeit, als er mit seinem Freund diese Straße entlang geritten und die himmelgreifende Höhe der Stämme bewundert hatte. Nun war der Rand des Waldes nur in der Ferne erkennbar. Thomas verstand langsam, was die Elfen meinten, als sie sich bei Harald in ihrer zurückhaltenden Art beschwerten, daß die Menschen ihnen den Lebensraum rauben würden. Diese Landnahme fand nicht nur hier, an der fruchtbaren Küste, sondern rings um den Wald herum statt und ganz langsam schrumpfte das Refugium der Elfen. Thomas trieb sein Pferd an. Er wollte endlich in den Wald und seine Aufgabe erfüllen. Die

Soldaten folgten ihrem Führer. Auch sie spürten seine Anspannung, ahnten jedoch nichts von seinen Gedanken.

Als sie in den Wald hinein ritten und liefen, verdüsterte sich der Himmel. Ein fernes Grollen kündigte ein heraufziehendes Gewitter an. Das war für diese Jahreszeit durchaus üblich. Thomas beschloß bald lagern zu lassen, damit sie nicht im Regen die Zelte aufschlagen mußten.

In der Nacht zuckten Blitze wie wild geworden über den Himmel und ließen immer wieder das Lager in geisterhaftem Licht erstrahlen. Thomas versuchte erfolglos Ruhe zu finden. Die Luft um ihn herum schien zu prickeln und das Getöse des Donners erschütterte immer wieder die Luft. Unaufhörlich prasselte der Regen auf das Zeltdach. Thomas wälzte sich von der einen auf die andere Seite, aber er fand keine Ruhe. Immer schneller folgte ein Blitz auf den anderen, immer heftiger prasselte der Regen und immer gewaltiger ließ der Donner den Boden erbeben. Thomas setzte sich auf und rief nach seinem Adjutanten. Der junge Mann mußte irgendwo in der Nähe sein, aber in all dem Lärm schien er Thomas nicht zu hören. Er fluchte, warf sich eine Jacke über die Schulter und spähte hinaus in das Toben der Elemente. Aber er konnte keine zwei Meter weit sehen. Der Regen ergoß sich wie ein undurchdringlicher Schleier auf den Waldboden. Eigentlich konnte man annehmen, daß zwischen den Bäumen der Regen ein wenig an Heftigkeit verlor, aber so sehr sich Thomas auch anstrengte, er konnte nichts und niemand um sich herum entdecken. Langsam wurde er ärgerlich. Mit seiner vom Drillen gestählten Stimme brüllte er nach seinem Adjutanten. Keine Reaktion. Fluchend erhob er sich und tastete sich vorsichtig vorwärts. Nach einigen Schritten traf er auf einen Baum. Nach ein paar weiteren Schritten auf noch einen und dann wieder. Aber kein Soldat, kein Pferd, kein Zelt war zu entdecken. Thomas änderte die Richtung seiner Suche. Vielleicht hatte er sich geirrt, als er das Zelt verließ. Nach einer Weile stellte er fest, daß der Regen etwas nachließ. Man konnte nun mehr erkennen. Er entdeckte Büsche und Bäume, aber keine Soldaten, keine Pferde und keine Zelte. Auch sein eigenes Zelt schien vom Erdboden verschlugen und nach einiger Zeit der

angestrengten Suche gab er auf. Auf irgend eine Weise hatte er sich verlaufen. Er war sich sicher, daß er niemals so weit gelaufen war, aber allem Anschein nach war es so. Er beschloß aus Zweigen ein notdürftiges Dach zu erbauen und wenn der Regen vorüber war, weiter zu suchen.

Trotz des Sommers fühlte er die Kühle der Nacht durch seine durchweichte Kleidung. Die Äste waren ein kümmerlicher Ersatz für das Zelt und ganz langsam kamen ihm Zweifel, ob all dies mit rechten Dingen zugegangen war.

Als der Regen endlich aufhörte, sank er in einen unruhigen Schlaf.

Im Traum hörte er Schreie. Sie waren unverständlich und dennoch wußte Thomas, was sie bedeuten sollten. Jemand schrie um sein Leben nach Hilfe. Aber als sich Thomas diesen Schreien zuwandte, verstummten sie. Hilflos suchte er die Welt seines Traumes nach den Rufern ab, aber es gab niemanden in dieser Welt, außer ihm selbst.

Plötzlich wurde er wach. Ein Vogel trällerte seinen Gruß an die aufgegangene Sonne und sah dann herab auf Thomas. Er legte sein Köpfchen schräg, wie um ihn besser mustern zu können. Thomas blieb still liegen. Der Vogel war schillernd bunt und diese Art war ihm völlig unbekannt. Wieder jubilierte der Vogel und sah ihn dann an. Thomas erhob sich mit schweren Knochen. Er war aus dem Alter, in welchem man nach derartigen Abenteuern giert, heraus. Erstaunt erkannte er, daß der Vogel auf seinem Ast sitzen geblieben war.

„Na, mein kleiner Freund, freust Du Dich über diesen Morgen?“

Der kleine Vogel schien aufmerksam zu lauschen.

„Ich habe jedenfalls keinen besonders guten Morgen. Ich habe meine Leute verloren! Und ich habe keine Ahnung, wie es dazu kommen konnte, kleines Kerlchen.“

Der Vogel jubilierte ein weiteres Mal.

„Mach es gut, mein kleiner Freund, ich muß meine Männer suchen. Sie werden sich eh wundern, daß ihr Kommandant so plötzlich in einem Unwetter verschwindet."

Thomas wand sich nach Westen, dem Rand des Waldes zu, in der Hoffnung, daß seine Leute in diese Richtung gezogen waren, auf der Suche nach ihm. Als er einige Schritte später aufsah, erkannte er, daß ihn der kleine schillernde Vogel begleitete. Er flatterte immer von Baum zu Baum und ließ sich auf den untersten Ästen nieder. Wenn Thomas ihn einholte, flatterte er zum nächsten Baum.

„Du willst mich also begleiten?"

Der Vogel legte abermals, wie lauschend sein Köpfchen schräg. Thomas lachte.

„Du bist ein aufmerksames, kleines Kerlchen!"

„Kl'n's K'lch'n"

„Du kannst sprechen, mein kleiner Freund?"

„Klein's Kerlch'n!" Triumphierend stellte der Vogel die leuchtenden Federn an seinem Kamm zur Schau.

„Klein's Kerlchen, klein's Kerlchen!"

„Und Du lernst schnell, das muß man Dir lassen!"

Zusammen zogen sie ein Weile nach Westen. Nach einer Weile blieb Thomas verwirrt stehen.

„Das ist unmöglich!"

„Unmöglich, unmöglich!" tönte es vom Ast.

So weit war Thomas am vorigen Tag nicht in den Wald hinein gezogen. Inzwischen hätte er längst den Rand des Waldes erreichen müssen.

„Mein kleiner Freund, ich stehe vor einem Rätsel. Ich sollte längst meine Kameraden gefunden haben, oder sie mich und wir beide müßten längst auf freiem Feld stehen. Der Wald ist groß, aber so weit sind wir nicht gezogen!"

„Groß! Der Wald ist groß!"

„Natürlich ist der Wald groß." Trotz seiner Not mußte Thomas schmunzeln.

Gegen Mittag legte er eine Pause ein. Er setzte sich an den Rand eines kleinen Baches und versuchte nicht an den Hunger zu denken. Er war ohne Verpflegung, ohne Pferd und, das war das Schlimmste, ohne irgend eine Ahnung, wo er sich befand. Nicht genug, daß er als Kommandant seine Untergebenen verloren hatte, er wußte nun nicht einmal mehr was er tun sollte.

Der Vogel leistete sich ein Bad in einer seichten, stillen Stelle des Baches. Er machte eine großartiges Gezeter darum. Er hüpfte umher, plusterte sich auf und schwang sich schließlich in die Luft, um sich auf einem Ast über Thomas niederzulassen und sich ausgiebig der Gefiederpflege zu widmen.

Was sollte er tun? Thomas war zu sehr Soldat, um einfach zu verzweifeln.

„Ich werde sie weiter suchen!"

Zwei hungrige Tage später sah er ein, daß er sich restlos verirrt hatte. Weder hatte er irgendein Zeichen eines anderen Menschen in diesem Wald entdecken können, noch hatte er den Rand des Waldes erreicht, obwohl er immer grob in Richtung Westen gezogen war. Nur der kleine, bunte Vogel war zu einem treuen Begleiter geworden. Gelegentlich führte er ihn zu einem Beerenstrauch, dessen Früchte Thomas gierig verschlang.

Der kleine Vogel hatte inzwischen eine Menge gelernt. Am liebsten jedoch rief er „Klein's Kerlchen!" und so hatte ihm Thomas

den Namen „Klein's Kerlchen" gegeben.

„Mein gefiederter Freund, ich weiß nicht weiter. Es ist irgend etwas geschehen, was ich nicht verstehe. Wir lagerten unweit des Waldrandes und dennoch vermag ich keinen Weg aus diesem Wald zu finden. Was soll ich nur tun?"

Klein's Kerlchen sah ihn mit schräg gelegtem Köpfchen an und schien angestrengt nachzudenken. Dann rief er „Klein's Kerlchen!" und flog nach Süden. Als er auf einem Ast landete, schien er zu warten, daß Thomas ihm folgen würde. Ächzend erhob Thomas sich und folgte ihm.

„Ich nehme an, diese Richtung ist so gut, als jede andere."

Harald war bestürzt. Alle achtzig Mann waren erfolglos zurückgekehrt, aber ohne Thomas. Bei einem Unwetter war er plötzlich verschwunden. Sein Adjutant beteuerte, daß er ihn noch hatte brüllen hören, aber ihn durch den dichten Regen nicht finden konnte. Als es an Thomas Zelt ankam, war es verlassen. Die Soldaten hatten sofort Suchmannschaften aufgestellt, die rings um das Lager alles absuchten. Eigenartig war nur, daß, als der Regen nachließ, sie feststellten, daß das Lager am Rand des Waldes lag, obwohl sie einige Stunden in den Wald hineingezogen waren, ehe sie das Lager aufgeschlagen hatten.

Harald tobte, aber er mußte zugeben, daß die Männer alles in ihrer Macht stehende unternommen hatten um ihren Kommandanten wieder zu finden. Sie hatten zwei Tage nach ihm gesucht, waren immer weiter in den Wald eingedrungen, nur um festzustellen, daß sie, wanden sie sich um, den Rand des Waldes nicht verlassen hatten. Irgend eine Magie verhinderte, daß sie den Wald betreten konnten.

Dann hatten sie entlang des Waldrandes Posten errichtet, die auf Thomas warten sollten und der Rest war zurückgekehrt.

Was war nur geschehen? Welche Hexerei war hier im Gange?

Hatten die Elfen entschieden, daß sie mit den Menschen nichts mehr zu tun haben wollten? Und verhinderten sie darum, daß jemand in den Wald eindrang? Und warum war Thomas dann verschwunden? Das ergab alles keinen Sinn!

Der Wald wurde immer düsterer und dichter. Manchmal hatte Thomas Schwierigkeiten, Kleinem Kerlchen zu folgen. Andererseits hatte sich sein Hunger gelegt. Er hatte in einem Bach einen Fisch gefangen und vor Freude laut gelacht, daß ihm dieses Kunststück nach so vielen Jahren noch gelang. Mit viel Mühe hatte er aus abgestorbenen Ästen ein kleines Feuer gemacht und den Fisch genossen. Klein's Kerlchen hatte auf einem Ast gesessen und zugesehen.

Inzwischen war es selbst bei Tag fast so dunkel wie bei Nacht. Die Kronen der Bäume schienen ineinander verwoben und dunkel erinnerte sich Thomas daran, daß er vor vielen Jahren, als er mit Harald durch diesen Wald zog, kurz bevor sie Tir'nan'og erreichten, durch einen Teil des Waldes zogen, der ähnlich düster schien, wie diese Gegend.

„Führst Du mich nach Tir'nan'og, kleiner Freund?"

„Klein's Kerlchen, klein's Kerlchen!" war die einzige Antwort, die der Kleine anzubieten hatte. Aber er erhob sich in die Luft und flog zielstrebig weiter. Thomas folgte und ein klein wenig Hoffnung machte sich in ihm breit. Vielleicht nahm alles doch ein gutes Ende.

„Ich bin der König, verdammt noch einmal!"

„Majestät, mit aller untertänigster Demut, Ihr dürft diese Suche nicht beginnen!"

„Das laßt meine Sorge sein! Ich kann Thomas nicht seinem Schicksal ausliefern!"

„Majestät, Ihr habt keine Kinder, keinen Nachfolger! Was geschieht, was die Götter verhüten mögen, wenn Euch etwas zustößt?“

„Ich bin sicher, daß die Aasgeier bereits über meinem Haupt kreisen! Irgend jemand wird schon die Macht an sich reißen!“

„Majestät, ich weiß nicht, was ich sagen soll... Denkt an Euer Volk! Denkt an die blutigen Unruhen, die so etwas zur Folge hätte!“

„Als mein Vater starb wurde von Gift gemunkelt und auch ich bin in den langen Jahren manchem Anschlag entronnen. Ich bin mir sicher, daß es Interessenten gibt, die mächtig genug sind, sofort die Macht zu übernehmen!“

„Nein, mein Herr, niemand kann Euch so einfach ersetzen. Es wird zu blutigen Auseinandersetzungen kommen und das Volk, das wegen des Schweigens der Elfen bereits genug leidet, wird den Preis für Eure Torheit tragen müssen!“

Harald biß die Zähne zusammen. So ganz unrecht hatte Wiliam, sein alter, getreuer Berater nicht. In den dreißig Jahren hatte es manchen Herausforderer gegeben, aber niemand war mächtig genug gewesen, Harald offen herauszufordern. Nur durch Ränkeschmiede hatten sie versucht, sich des König zu entledigen. Vielleicht hatte Wiliam Recht und niemand stand bereit, das Zepter in die Hand zu nehmen.

Wieder einmal betrauerte er den frühen Tod seiner Frau. Sie war im Kindsbett verstorben, als sie nach langen Jahren des Wartens und Hoffens endlich ein Kind zur Welt bringen sollte.

Aus Gram über ihren Tod hatte Harald nie mehr geheiratet. In den letzten Jahren war dies zunehmend zu einem Problem geworden. All seine Berater versuchten Harald davon zu überzeugen, daß es besser sein, wieder zu heiraten, um endlich den ersehnten Nachfolger zu erhalten. Und stürbe der König, wäre zumindest eine Königin da, die das Land regieren und einen anderen zum König erheben konnte.

Harald hatte all diese Versuche zurückgewiesen. Keine Frau, und sei sie noch so hübsch und jung, konnte ihn über den Verlust seiner Liebe hinweg trösten.

Wenn er nun auf diese Suche nach seinem alten Freund ging, würde er möglicherweise sein Reich, die Menschen, die er so sehr liebte, ins Chaos stürzen.

Harald seufzte. Er legte eine Hand auf die Schulter seines Beraters.

„Wiliam, ich weiß Deinen Rat zu schätzen. Ich weiß natürlich, daß Du Recht hast, aber verstehst Du, daß alles in mir danach drängt, Thomas zu suchen?"

„Natürlich, Majestät..."

„Verstärkt die Posten rings um diesen verdammten Wald. Ich will jeden Menschen sprechen, der aus diesem Wald herauskommt!"

Als Thomas am vierten Tag seiner einsamen Wanderung erwachte, strahlte der Wald um ihn herum und zum ersten Mal seit vier Tagen wurde er nicht von Klein's Kerlchen geweckt. Der kleine Vogel schien verschwunden zu sein, nachdem er ihm tagelang begleitet und geführt hatte. Thomas rief ihn, aber kein Pfeifen und kein Geplapper antwortete.

Die Bäume um ihn herum hatten einen unnatürlichen Schimmer. Sie schienen von innen heraus zu glühen. Thomas hatte sich inzwischen an des Leben als Waldläufer gewöhnt. Er wußte inzwischen wo er Beeren fand und er hatte in den letzten Tage ein paar kleine Fische aus den zahllosen Bächen gefischt, mit bloßer Hand, wie er es zusammen mit Harald in seiner Jugend gelernt hatte.

Aber nun war sein kleiner Weggefährte verschwunden und hatte in Thomas Herz eine Lücke hinterlassen. Unentschlossen wand er sich in die eine und dann in die andere Richtung, aber der Wald sah ringsherum geheimnisvoll und undurchdringlich aus.

Plötzlich, er hatte sich eben entschieden, irgend eine Richtung einzuschlagen, vernahm er das leises Klingen eines Glöckchens. Er blieb wie angewurzelt stehen. Dieses Geräusch kannte er! Es hatte damals in ganz Tir'nan'og erklungen. Vor jeder Behausung hatte ein Windspiel gehangen und Thomas erinnerte sich, daß es den Elfen als Glücksbringer diente. Spielte der Wind in den Glöckchen, glaubten die Elfe, daß die Geister der Verstorbenen an Ihre Gegenwart erinnern wollten.

Thomas sah hinauf zu den Wipfeln der Bäume. Er mußte Tir'nan'og ganz nahe sein, wenn er die Glöckchen hören konnte.

Er folgte dem Klang und entdeckte schließlich einen der Aufstiegsbäume. Eine breite Treppe führte um den Stamm herum hinauf in schwindelerregende Höhen. Die Stufen waren aus dem Stamm erwachsen und bestanden aus lebendem Holz. Die Kunst der Elfen hatte sie erschaffen.

Vorsichtig erklomm Thomas die Stufen. Damals war der Wald von den Stimmen der Elfen erfüllt gewesen. Selbst am Boden des Waldes hatten Elfenkinder gespielt, auch wenn sie die Höhe vorzogen, aber jetzt herrschte das Schweigen eines Grabes.

Je weiter er in die Höhe kam, um so unheimlicher wurde die Ruhe. Gelegentlich war das Klimpern der Glöckchen zu vernehmen, aber sonst war es Totenstill.

Auf der untersten Ebene schienen alle Kammern verlassen und leer.

Nun war Thomas besorgt. Was konnte den Elfen zugestoßen sein? Alles sah aus, als wenn die Elfen plötzlich, ohne jede Vorbereitung verschwunden waren. Türen standen offen, obwohl die Elfen auf ihre Privatsphäre großen Wert legten. Werkzeuge udn Instrumente lagen verstreut und wie fallen gelassen auf den Stegen, die die Kammern untereinander verbanden. Thomas sah in eine Behausung. Sie war wie alle Behausungen von Elfen, so gut wie leer. Elfen hielten wenig von Privatbesitz. Sie teilten so gut wie alles untereinander. Die kargen Schlafstätten hatten weder Kissen

noch Decke und an Tischen und Stühlen hatten die Elfen ebenfalls wenig Bedarf.

Egal in welche Kammer Thomas schaute, überall bot sich ihm der gleiche Anblick. Die Kammern waren verlassen.

Als er jedoch in den Bereich der höchst gelegenen Kammern kam, änderte sich das Bild. Hier schien ein Kampf stattgefunden zu haben. Überall lagen Pfeile, vereinzelt fand er ein Holzschwert oder einen Langbogen. Und als er hinauf zu den obersten Wipfeln sah, konnte er verkohlte Stämme erkennen. Irgend ein Unheil war aus der Luft gekommen und hatte die Elfen mit Feuer bekämpft. Mit Feuer! Wenn es etwas gab, was Elfen wütend machte, dann war es offenes Feuer in der Nähe ihrer geliebten Bäume! Aber es war eigenartig. Das Feuer war von oben über viele Meter, bis hinab zu den obersten Kammern gedrungen, die Elfen hatten offensichtlich gegen Angreifer in der Luft gekämpft, aber wo waren sie geblieben? Und wo waren die Angreifer?

Niemand war aus dem Wald gekommen, seit Thomas verschwand. Harald tobte, aber er hatte keine Wahl, er mußte abwarten. In der Zwischenzeit erhielt er Meldungen, daß die Trolle zwei kleine Weiler überfallen hatten. Es waren kleine Dörfer, die den Trollen kaum Widerstand entgegen setzen konnten, aber die Dreistigkeit der Trolle war erschreckend. Harald kommandierte eine Hundertschaft seiner Soldaten unter dem Kommando von Thomas Stellvertreter nach Norden, um die Grenze zu den Trollanden zu sichern.

Thomas machte eine grausige Entdeckung. Er hatte immer weiter gesucht und schließlich hatte er die Versammlungshalle der Elfen, eines der größten Wunder von Tir'nan'og, gefunden. War alles bis hierher verwirrend und unverständlich gewesen, dann übertraf diese Entdeckung alles andere. In der Versammlungshalle, die aus den Wipfeln von fünf Bäumen gebildet wurde, waren hunderte

von Elfen versammelt. Frauen, Männer, Kinder und Alte, sie alle standen starr und stumm in der Halle und starrten zu der von einem Feuer zerstörten Decke. Darüber war nur der blaue Himmel zu erkennen. Thomas sprach sie an, stubste sie, versuchte ihnen irgendeine Reaktion zu entlocken, aber sie blieben starr und ihre Blicke blieben leblos auf die zerstörte Decke gerichtet. Thomas schrie und prügelte auf einen kräftigen Elfenkrieger ein, aber der wankte nicht einmal.

Obwohl die Elfen von Statur aus schmächtig waren, schlummerten gewaltige Kräfte in ihren zarten Leibern. Sie waren annähernd so groß wie Menschen, nur schmaler und zierlicher. Ihre Gesichter waren stets haarlos und die Wangenkochen standen weit hervor. Ihr großen Augen, die manche Menschen zum Träumen brachten, waren nun stumpf und tot. Sie harrten ihres eigenen Todes. Thomas legte sein Ohr auf die Brust eines anderen Kriegers und er hörte das leise Pochen des Herzens, aber den Wille schienen diese Elfen verloren zu haben.

Er wußte nicht was er tun sollte. Er suchte die Umgebung der Versammlungshalle ab, aber nirgends gab es andere Elfen. Sie schienen sich in der Halle zusammen gefunden zu haben um was zu tun? Was ging hier vor?

Thomas entschied, daß es das Beste sei, abzuwarten. Irgend etwas geschah mit den Elfen - und so lange sie in dieser Halle standen, konnte er nur ebenfalls abwarten.

In einer nahe gelegenen Kammer fand Thomas Früchte und frisches Wasser. Nun konnte er eine Weile ausharren und beobachten, was geschah.

Die Meldungen aus dem Norden wurden immer rätselhafter. Ein Bote brachte Harald Nachricht, daß die Überfälle der Trolle zunahmen und es war nur der Tatsache, daß Trolle Einzelgänger waren zu verdanken war, daß bislang nichts Schlimmeres geschehen war. Anscheinend verließen die großen Wesen die Berge!

Einzel oder in kleinen Gruppen, kamen sie ins Flachland und überfielen die Siedlungen. Harald fluchte. In seiner gesamten Regierungszeit war er nie mit so einer Krise konfrontiert worden und nun, als Thomas, sein verläßlichster Berater verschwunden war, stand die Welt Kopf.

Eine andere beunruhigende Nachricht kam von den Zwergen. Ohne erkennbaren Grund weigerten sie sich, weiterhin Waffen zu liefern. Alle anderen Waren wurden pünktlich und zuverlässig geliefert, aber Waffen, auf die Harald nun angewiesen war, wollten sie nicht mehr liefern.

„Oh Thomas, wie sehr ich Dich jetzt an meiner Seite vermisse!"

Es war Nacht geworden und ein kalter Vollmond schaute durch das geborstene Dach der Halle auf die leblosen Elfen herab. Thomas saß unter einer Decke, die er in einer Kammer gefunden hatte, in einer Ecke. Inmitten der Elfen konnte er keinen Schlaf finden. Der Himmel war sternklar und kaum ein Lüftchen regte sich.

Auf ein Mal verdüsterte sich die Halle. Irgend etwas schob sich vor das Licht des Mondes. Ein Windstoß fegte durch die Halle und Thomas verbarg sich unter der Decke. Über den Rand konnte er lediglich einen riesigen Schatten erkennen, der sich auf die Halle herabsenkte. Der Wind nahm zu und so plötzlich, wie er aufgetaucht war, war er auch wieder verschwunden. Es war nun stockfinster in der Halle. Thomas wagte kaum zu atmen. Zwei gewaltige Augen tauchten auf. Sie glühten giftig-gelb. Sie forschten durch den Raum und wanden sich dann einer kleinen Gruppe von Elfen zu, die ihnen am nächsten waren. Ein Wispern ging durch den Raum, wie wenn ein Windhauch durch Weiden strich und fast glaubte Thomas, konnte er die Worte verstehen, die sich dahinter verbargen.

Nun regte sich die Gruppe von Elfen, auf die der Blick fiel. Sie strebten stockend vorwärts, auf die Augen zu. Erneut erklang dieses Wispern und Thomas fühlte die Kälte über seinen Rücken streichen. Hier war Magie im Spiel. Eine Magie, von der Thomas

noch nie etwas vernommen hatte. Die Elfen mußten unter ihren Einfluß geraten sein. Aber welche Magie konnte Elfen, selbst Wesen der Magie, etwas anhaben? Was für eine Geschöpf konnte so mächtig sein, und was sollte er, Thomas, ein einfacher Mensch gegen ein solches Geschöpf ausrichten?

Die kleine Gruppe Elfen verschwand im Dunkel. Die Augen, sie waren schmal und die Iris war schlangengleich schlitzförmig, wanderten abermals durch die Halle. Als sie auf die Decke fielen, die Thomas verbarg, verharrten sie. Thomas wagte nicht zu atmen. Wieder erklang jenes Wispern und diesmal hatte Thomas den Eindruck, dem Verstehen der Worte noch näher zu sein, als zuvor. Langsam kamen die Augen näher. Sie wurden größer und größer und Thomas hinderte nur die Jahrelange Disziplin als Krieger daran, laut aufzuschreien.

Das Wesen schien plötzlich tief einzuatmen, wie wenn es Witterung aufnehmen wollte. Die Decke, die Thomas verbarg, erbebte, blieb jedoch liegen. Stinkender Atem, der Thomas würgen ließ brandete auf ihn herab. Das Wesen schien gewillt zu sein, das Geheimnis der Decke zu ergründen. Noch ein Stück kam der gewaltige Kopf Thomas näher. Im dämmrigen Licht konnte er jetzt die Form erahnen und wurde starr vor Schrecken.

Dies war die Ausgeburt von Kindermärchen! Das konnte es nicht geben - es war schlicht unmöglich! Und dennoch konnte er in dem wenigen Licht, das an dem gewaltigen Leib vorbei in die Halle schien, den Kopf, den Leib, die Flügel und die Fänge eines Drachens erkennen. Von Kopf bis Fuß maß die Bestie mindestens zwanzig Meter, alleine sein Kopf war vier Meter lang! In den Sagen und Märchen waren manche Drachen Diener der Wilden Götter, andere Bringer des Glücks. Dieser hier war eindeutig wild und, Thomas hatte nun keinen Zweifel mehr, der Grund für das Unglück der Elfen.

Der Drache hatte das Interesse an der Decke und dem Geheimnis darunter noch nicht aufgegeben. Mit der Spitze seiner Schnauze stubste er die Decke und Thomas an. Langsam mußte sich Thomas

etwas einfallen. Nicht mehr lange und der Drache kam auf den Gedanken, die Decke mit einem kleinen Feuerstoß einzuäschern.

Er nahm allen Mut zusammen, den er so lange trainiert hatte, zückte sein Schwert und sprang unter der Decke hervor. Ehe der Drache regieren konnte, schwang er das Schwert nach einem der glühenden Augen und, zu seiner eigenen Verwunderung, das Licht verblaßte, das das Auge zum Glühen brachte. Der Drache brüllte auf. Er warf seinen Kopf herum und Thomas konnte mit viel Glück bei Seite springen, ehe der Kopf ihn treffen konnte. Offensichtlich war der Drache nun auf einem Auge geblendet. Thomas entschied, daß es besser sei, sich zurückzuziehen, aber der Drache schien die Bewegung voraus zu ahnen. Er blies einen Feuerstoß durch seine Nüstern in Thomas Richtung und nur ein beherzter Sprung rettete ihm sein Leben. Wenn er es auch weiterhin bewahren wollte, mußte er schnell etwas unternehmen. Er rannte auf das Geschöpf zu und schwang schreiend sein Schwert. Überrumpelt zuckte der Drache zusammen, aber er hatte in der Halle nicht ausreichend Platz sich zu bewegen, außerdem waren überall starre Elfen, die selbst von einem Drachen nicht einfach aus dem Weg gefegt werden konnten. Es gelang Thomas hinter den Kopf der Bestie zu kommen. Mit allem Mut, den er aufbringen konnte sprang er auf den zuckenden Hals des Wesens und krallte sich an den Hornschuppen auf seinem Rücken fest. Wenn er irgendwo sicher vor den Flammen des Drachen war, dann hier. Der Drache tobte und versuchte seinen unfreiwilligen Reiter abzuwerfen. Verzweifelt krallte Thomas sich fest. Er wurde hin und her geworfen, aber es gelang ihm, auf dem Rücken zu bleiben. Ganz langsam kämpfte er sich zum Nacken des Geschöpfes vor und in einem Moment, als er sicheren Halt zu haben glaubte, stieß er das Schwert tief zwischen die Hornschuppen. Der Drache brüllte auf, warf den Kopf in den Nacken, wodurch das Schwert nur tiefer in das Fleisch drang, aber er konnte Thomas abschütteln, der nun benommen und ohne Schwert auf dem Boden lag.

Der Drache aber war so sehr mit seinem Schmerz beschäftigt, daß er den kleinen Menschen am Boden ignorierte. Er brüllte ein letztes Mal in die Nacht, bäumte sich auf und brach zusammen.

Dabei begrub er zahlreiche Elfen, die weiterhin nur starr um ihn herum gestanden hatten.

Nur langsam kam Thomas wieder zu Bewußtsein. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, daß der Drache sein Ende gefunden hatte.

Thomas lag noch schwer atmend am Boden, da begannen die Elfen sich langsam zu regen. Sie sahen sich erstaunt um und nach einer Weile erklangen aufgeregte Stimmen, einzelne versuchten ihre unglücklichen Gefährten, die unter dem Drachen lagen, zu retten. Immer mehr erwachten aus der Trance und lautes Jammer und Klagen erhob sich. Ein groß gewachsener Elf entdeckte Thomas und half ihm auf die Beine.

„Was ist geschehen?" fragte der Elf streng, aber Thomas war zu erschöpft um zu antworten. Nach einer Weile sah der Elf ein, daß es besser war, wenn er Thomas sich erholen ließ. Die Elfen begannen Lichter zu entzünden. Diese Irrlichter schwebten im Raum und tauchten die Überreste des Drachens in ein warmes Licht. Einige Elfen waren dabei den Drachen zu untersuchen. Thomas stolperte zu seiner Decke und sank ermattet zu Boden. Nun sollten sich die Elfen um ihr Geschick kümmern. Er hatte für diesen Tag genug geleistet.

Die Nachrichten aus dem Norden waren alles andere als ermutigend. Gerüchte über Drachen in den Bergen machten in Windeseile die Runde. Manche sagten, daß sie der Grund seien, daß die Trolle aus den Bergen herunterkamen.

Harald hielt das alles für Ammenmärchen, aber andererseits hatte auch er keine bessere Erklärung für das Verhalten der Trolle.

Von den Zwergen war nicht zu erfahren, weshalb sie keine Waffen mehr liefern wollten, aber zumindest hatte es keine erneuten Überfälle der Trolle mehr gegeben. Das gab Anlaß zu Hoffnung. Das Aufgebot hatte mit Waffengewalt zahlreiche Trolle zurück in die Berge gedrängt und bislang scheuten die ungeschlachten

Wesen die Auseinandersetzung mit den bestens gerüsteten Menschen. Wenn jedoch alle Trolle die Berge verlassen würden, dann würde eine Hundertschaft Soldaten nicht genügen, sie im Zaum zu halten.

Harald betete zu den guten Göttern, daß Thomas wohlbehalten aus dem Wald zurückkehren würde.

Am andern Morgen wurde Thomas freundlich von einer Elfenfrau geweckt. Sie reichte ihm einen Krug mit warmer Milch und geleitete ihn dann in die Kammer des Elfenfürsten Eldur. Thomas war erstaunt. Er wußte, daß Elfen viel langsamer alterten, als Menschen, aber Eldur sah keinen Tag älter aus, als an jenem Tag, als er Herrscher der Elfen von Tir'nan'og geworden war.

„Sei willkommen, Thomas, Schwermeister und Kriegsherr und sei gedankt! Wir wissen inzwischen welche Tat Du vollbracht hast. Sie ist es wert, daß Lieder darüber geschrieben werden!"

„Ich danke Euch, Hoheit, für Eure freundlichen Worte. Aber ich habe nur meine Pflicht getan und den Befehl meines Herrn befolgt. Ich sollte Euch finden und das habe ich getan."

„Du hast viel mehr getan, mein Freund! Du hast mich und mein Volk vor der Vernichtung bewahrt! Wir haben große Verluste erlitten, aber es war ein gnädiges Schicksal, das Dich an unsere Seite führte."

Thomas sah verlegen zu Boden.

„Du hast alleine einen Drachen erlegt! Das ist wahrhaft eine heldenhafte Tat!"

„Ihr hättet das Gleiche für mich und mein Volk getan!"

„Mag sein, mag aber auch nicht sein, mein Freund. Nur die Götter wissen, was hätte geschehen können!"

„Habt ihr großes Leid erlitten?“

„Viele meines Volkes sind dem Drachen zum Opfer gefallen. Seine Magie hatte uns in ihren Bann geschlagen. Wir waren nur noch willfährige Opfer, die darauf warteten zur Schlachtbank geführt zu werden.“

„Was wollte der Drache von Euch und Eurem Volk?“

Eldurs so sanfte Miene verzerrte sich zu einer Maske des Zorns.

„Wir waren seine Nahrung! Hunderte mußten ihr Leben lassen für den Magen dieses Ungeheuers!“

„Wo ist diese Ausgeburt der Wilden Götter nur her gekommen?“

„Wir wissen es nicht. - Die Zeiten ändern sich und die Rückkehr der Drachen ist wohl nur Teil dieser Veränderung.“

„Ich muß so schnell wie möglich zu meinem Herrn und ihm von den Geschehnissen berichten.“

„Ich werde Dir eine Eskorte stellen, die Dich schnell und sicher aus dem Wald geleiten wird. Sie wird Dich bis zu Deinem Herrn begleiten und dort bleiben, bis ich selbst eintreffe.“

Thomas war erstaunt. „Ihr wollt Tir‘nan‘og und den Wald verlassen? Ich dachte, der Herr der Elfen darf das niemals tun?“

„Ich sagte es bereits, die Zeiten ändern sich. Wir müssen nun gemeinsam einem neuen - alten Feind gegenübertreten, der Euer Volk, wie das meine bedroht. Ich habe beschlossen, daß es das Beste ist, wenn wir an Eurem Hof eine Versammlung aller Rassen abhalten. Nur gemeinsam können wir in diesen Zeiten bestehen.“

Zwei Tage später kam Thomas in der Begleitung von fünf Elfenkriegern aus dem Wald und wurde von den wartenden Soldaten begeistert empfangen. Ein Kurier wurde voraus gesandt, um dem

König die frohe Botschaft zu überbringen und nach zwei weiteren Tagen zog Thomas mit Elfen und Soldaten unter dem Jubel der Bewohner in die Burg ein. Sein König wartete am Tor auf ihn und lachte. Als Thomas vom Pferd stieg, vergaß Harald die Etikette und nahm ihn in den Arm und drückte ihn derart, daß der große alte Krieger vor Rührung einige Tränen unterdrücken mußte. Das Volk tobte vor Begeisterung.

„Ich bin so froh, Dich zu sehen!"

Leise antwortete Thomas: „Nicht so froh wie ich es bin!"

Sie lachten beide. Dann gingen sie hinein, die Elfen- und Menschenkrieger folgten in respektvollem Abstand.

Im Thronsaal nahm Harald die Nachrichten des Herrn der Elfen entgegen, die die Elfenkrieger überbrachten. Er hatte noch keine Zeit gefunden, sich von Thomas die ganze Geschichte erzählen zu lassen. So war er erstaunt und entsetzt über das was er las.

„Du bist ja ein Held," rief er aus, als er las, wie Thomas es alleine mit dem Drachen aufgenommen hatte.

„Ich habe nur meine Pflicht erfüllt!" Aber der Stolz über das Lob seines Königs konnte Thomas nicht ganz aus der Stimme verbannen.

Am Abend, nach einem langen, fröhlichen Bankett saßen die beiden alten Freunde beieinander.

„Ich werde zu alt für derartige Abenteuer!" meinte Thomas und Harald lachte.

„Und dennoch hätte kein anderer schaffen können, was Du geschafft hast!"

Nach einer Weile wurden beide ernst.

„Eigenartige Dinge geschehen." Harald sah betrübt zu Boden.

„Eldur meint, daß ein neues Zeitalter anbricht."

„Vielleicht hat er recht, vielleicht verändert sich nun alles, wenn Kinderträume wahr werden."

„Ich glaube, daß er etwas anderes meinte. Die ganze Welt verändert sich und das Auftauchen der Drachen ist nur ein Zeichen dafür."

„Nun fühle ich mich zu alt für solche Herausforderungen."

„Zusammen werden wir diesen Sturm überstehen."

„Versprichst Du mir das?"

Ja, ich verspreche es Dir. So lange Du König bleibst, wie wild und verrückt die Zeiten auch sein mögen, so lange werde ich an Deiner Seite stehen und Dich und Unser Volk beschützen!"

„Große Worte von einem kleinen Mann! Wollen wir hoffen, daß es nicht so schlimm werden wird."

„Ja, das laß uns hoffen."

Es folgten einige Wochen der relativen Ruhe und auch die Versammlung mit Vertreter aller Rassen konnte stattfinden, aber dennoch war all dies nur das Vorspiel, der Beginn und die Saat für Veränderungen, die drohten die Welt auf den Kopf zu stellen, aber das ist eine andere Geschichte.

[Fortsetzung folgt ...]

Zu guter Letzt eine etwas andere Weihnachtsgeschichte, die 1997 als Hörspiel auf CD realisiert wurde.

Interview mit einem Weihnachtsmann

Reporter: Das war Patti Page mit „Where did the Snowman go?" - Eine bezaubernde Nummer! Herzlich Willkommen zu unserer Sendung „Wie beschäftige ich die Kinder vor der Bescherung?" aus der Reihe „Ratgeber für die ganze Familie". Und ich muß Ihnen sagen, wir haben diesmal etwas ganz besonderes für Sie, liebe Zuhörer! Holen Sie ihre Kinder an die Radioapparate, ich habe eine Überraschung sie! Aber zuerst ein wenig Musik von Connie Francis: I'll be home for Christmas

Bei uns ist heute der Weihnachtsmann! Ja, liebe Kinder, ihr habt recht gehört! Und wir wollen diese einmalige Gelegenheit dazu nutzen, ein wenig mehr über den Weihnachtsmann zu erfahren.

Lieber Weihnachtsmann, wie schaffen Sie es nur, daß jedes Jahr Millionen von Kindern rechtzeitig zum Fest der Feste ihre Weihnachtsgeschenke erhalten?

Weihnachtsmann: (Räusper) Nun, es wird von Jahr zu Jahr schwerer, aber ich gebe mir die allergrößte Mühe!

Reporter: Sie sind, wenn ich so sagen darf, ein ansehnlicher, älterer Herr. Wie kommt es, daß sie sich so gut gehalten haben?

Weihnachtsmann: Ich werde schon langsam alt. Mein Rücken will nicht mehr so wie ich es will und in meinen Händen plagt mich schon seit langem eine gräßliche Arthritis. Vor zweihundert Jahren war alles noch viel einfacher! Ich konnte den Sack ohne Mühe auf den Schlitten werfen... aber heute! Und die Futterpreise für die

Rentiere! Na ja, die Zeiten werden halt' auch nicht besser...

Reporter: Wie meinen sie das?

Weihnachtsmann: Ich meine es, wie ich es sage! Die Kinder glaube nicht mehr an mich! Und dann diese ganzen schlechten Imitationen mit falschen Bärten und Mänteln, die Land-auf, Land-ab Geschenke verteilen und dafür auch noch Geld verlangen! Ich sage Ihnen, es kommt noch so weit, daß niemand mehr an mich glaubt!

Reporter: Unsere kleinen Zuhörer interessiert bestimmt brennend, woher die Geschenke stammen, die sie verteilen.

Weihnachtsmann: Man hat mit der Zeit da so seine Quellen, aber das will ich lieber nicht verraten.

Reporter: Warum denn nicht?

Weihnachtsmann: Die Gewerkschaft der Feen und Zwerge hat mir ausdrücklich verboten darüber zu reden!

Reporter: Aha! Sehr interessant. Aber kommen wir zu einem anderen Thema: Ihre Arbeitszeit. Finden Sie nicht, daß sie viel zu wenig zu tun haben?

Weihnachtsmann: Wie meinen Sie das?

Reporter: Nun, sie kommen gerade einmal an einem Tag im Jahr dazu, ihren Beruf auszuüben, finden Sie nicht, daß 364 Tage Urlaub und ein Tag Arbeit in keinem Verhältnis zueinander stehen?

Weihnachtsmann: Meinen Sie etwa, es wäre ein Pappenstiel, innerhalb eines Tages alle Kinder auf dieser Erde zu besuchen und ihnen Geschenke zu bringen? Denken Sie nicht, daß ich mir die Ruhe redlich verdient habe?

Reporter: Äh, also, kommen wir zu etwas Anderem! Sie haben mir im Vorgespräch gesagt, daß Sie uns in diesem Interview eine

sagenhafte Enthüllung machen werden. Wie kommen Sie dazu?

Weihnachtsmann: Sie müssen wissen, daß ich langsam alt werde. Und daß ich meine Geschichte erzählen will, so lange ich es noch kann.

Reporter: Das ist ja schön und gut, wir wissen es nun! Aber was ist denn nun diese sagenhafte Enthüllung?

Weihnachtsmann: Ich will Ihnen und all unseren Zuhörern eine Geschichte erzählen, die mir sehr wichtig ist.

Reporter: Wir sind ganz Ohr!

Weihnachtsmann: Es war einmal...

Reporter: Es gibt wenig Geschichten mit „Es war einmal...“ für die sich unsere Zuhörer interessieren!

Weihnachtsmann: (lauter)Es war einmal ... ein Außerirdischer!

Reporter: Hören Sie, wenn Sie mich auf den Arm nehmen wollen ....

Weihnachtsmann: Seien Sie still! Also... Es war einmal ein Außerirdischer! Dieser Außerirdische, nennen wir ihn einmal Nikki, der wollte die Erde besuchen.

Reporter: Ah ja! Das ist einmal etwas ganz neues ...

Weihnachtsmann: Nikki flog in seiner grünen Untertasse...

Reporter: Aha, in seiner Untertasse also...

Weihnachtsmann: Er flog durch die Atmosphäre. Dabei begann das Schiff zu glühen und ein Schweif folgte seinem Flug. Nikki suchte einen Landeplatz, wo sein Schiff sich abkühlen konnte.

Reporter: Langsam beginne ich daran zu zweifeln...

Weihnachtsmann: Er bemerkte eine Feld, abseits einer kleinen Stadt, dort versuchte er zu landen. Nikki nahm an, daß ihn

niemand bemerkt hätte, aber leider weckte er einige Hirten, die unter einem Baum geschlafen hatten. Und weil er die Hirten nicht erschrecken wollte, stieg er aus seinem Raumschiff. Es war tiefste Nacht und um etwas erkennen zu können, schaltete er die Scheinwerfer seines Schiffes an. Die Hirten warfen sich vor ihm auf die Knie.

Reporter: (an die Technik gewandt) Herr im Himmel, schafft mir diesen Spinner aus dem Studio!

Weihnachtsmann: Nikki versuchte den Hirten zu erklären, was geschehen war, und daß er vom Himmel käme. Die schienen ihn aber nicht zu verstehen. Sie riefen „Der heilige Geist ist uns erschienen!“ und „Wir werden das Kindelein finden!“. Und ehe Nikki noch etwas entgegnen konnte, waren sie verschwunden.

Reporter: Alter Mann! Deine Geschichte ist ja ganz nett, aber wir machen hier eine Weihnachtssendung!

Weihnachtsmann: Nikki kehrte zurück zu den Seinen. Aber immer blieben ihm diese eigenartigen Menschen im Gedächtnis. Diese Hirten. Er entschloß sich, ein weiteres Mal die Erde zu besuchen.

Reporter: Kann mir denn keiner helfen, diesen Kerl hier raus zu schaffen?

Weihnachtsmann: Als er wieder zur Erde zurück kam, hatte sein Schiff einen Defekt. Es stürzte ab. Nikki konnte nichts dagegen unternehmen. An jener Stelle, an welcher das Schiff auf die Erde aufprallte, meditierte leider gerade ein Mann. Nikki war außer sich. Er hatte nur in Erfahrung bringen wollen, wie es den Hirten ergangen war, als sie von ihm den anderen Menschen berichteten, und nun hatte er einem Menschen das Leben genommen. Nun lwar Nikkis in der Lage, seine Gestalt zu verändern. Er verwandelte sich in jenen Mann und versuchte in Erfahrung zu bringen, was für eine Aufgabe der gehabt haben mochte. Voher versteckte er sein Raumschiff.

Angetan mit einem langen Umhang und mit einem Stab, ging er in die Stadt. Es herrschte große Not. Viele Menschen hungerten und vor allem die Kinder litten entsetzlich. Nikki fand schnell heraus, daß jener Mann der Bischof Nikolaus gewesen war. Dieser Bischof mußte ein harter Mann gewesen sein, denn alle fürchteten ihn. Nikki aber konnte das Leid der Menschen nicht ertragen. Er nahm das Geld des Bischofs und kaufte zahllose Geschenke. Dann nahm er sich einen großen Sack und einen Esel und zog von Haus zu Haus. Und jedem Kind schenkte er etwas.

Die Menschen überwanden ihre Scheu vor dem Bischof und von da ab wurde er als Heiliger Sankt Nikolaus von den Menschen verehrt. Nikki fand Gefallen an den Menschen und an dieser Aufgabe und darum schwor er, daß er so lange er lebte, immer zur Weihnachtszeit den Kindern Geschenke bringen würde. Und so kehrt er jedes Jahr wieder zurück, um den Kindern, groß und klein eine Freude zu machen.

Reporter: Eine ... abenteuerliche ... Geschichte! Ich danke ihnen Herr Weihnachtsmann! Aber kommen wir nun zu einem anderen Thema! Wieviel Beruhigungsmittel braucht man, um das Fest gut zu überstehen?

Weihnachtsmann: Ich bin noch nicht zu Ende mit meiner Geschichte!

Reporter: Ich glaube, sie haben uns genug erzählt! Oder denken Sie, daß nun noch jemand an den Weihnachtsmann glaubt? ... Sankt Nikolaus ein Außerirdischer! Daß ich nicht lache! ... Nun wieder ein wenig Musik von Mantovani und seinem Orchester! Jingle Bells! (Im Hintergrund) Außerirdische! Pah!

- Am Ende des Liedes singt der Weihnachtsmann mit! -

Reporter: Herr im Himmel! Was denkt der sich eigentlich! Wir wollen ein besinnliches Weihnachtsfest gestalten und Sie stören uns nur! ... Ja Regie? ... Aha gut! Ich höre wir haben einige Anrufer zu ihrer Geschichte. Wer ist da?

Angelika: Ja, ich bin die Angelika und ich bin zwölf und ich denke, der Alte sollte seine doofe Geschichte lieber dümmeren Kinder verklickern!

Reporter: Danke Dir Angelika! Und mit wem spreche ich nun?

Junge: Also ich denke, der alte Knacker hat sie nicht mehr alle! Steckt ihn endlich in die Klappse!

Reporter: Danke auch dir. Und wer ist nun in der Leitung?

Mädchen: (weint) Wie kann der Kerl unsere schöne Weihnachtsgeschichte nur so veralbern!

Reporter: Ist ja schon gut! Wenn Du in der Leitung bleibst, wird sich jemand um Dich kümmern! Und wer will nun mit unserm heutigen Geschichtenerzähler abrechnen?

Sven: Ich bin der Sven und ich finde der Alte hat's echt drauf! Daraus sollte man ne Folge von Akte-X machen! Ei Alter, echt geil!

Reporter: Und mit wem sprechen wir nun?

Frau: Blasphemie! Dieser Scharlatan gehört hingerichtet! Verbrannt! Auf dem Scheiterhaufen verbrannt!

Reporter: Eine Ansicht, der sich sicherlich einige Hörer anschließen werden... Und wer ist nun dran?

Katja: Die Katja aus Konstanz... Und was, wenn er nun doch echt ist?

Reporter: (lacht) Netter Witz! Ja bitte?

Mann: Guten Abend.

Reporter: Wie heißen Sie?

Mann: Ich wollte nur meinen Kollegen grüßen.

Reporter: Tut mir leid, dies ist keine Wunschsendung!

Mann: Ich meine, den Weihnachtsmann!

Reporter: Verzeihung, ich verstehe nicht...

Mann: Ich bin nämlich der Knecht Ruprecht. Und seit ihr Menschen nicht nur zu Nikolaus Geschenke haben wollt, da muß ich immer mit auf Tour. Sie müssen wissen, der Weihnachtsmann hat nun echt ne Doppelbelastung. Am Sechsten muß er den Nikolaus spielen und am Heiligen Abend dann, das ganze noch einmal! Und da dacht' ich, hilf doch dem armen Kerl! Er ist schon ganz verwirrt!

Reporter: Also... Äh...

Weihnachtsmann: Hi Ruppi, ist der Schlitten schon fertig? Hier hat es etwas länger gedauert, als ich dachte! Kannst Du mich nicht gleich hier abholen?

Knecht Ruprecht: Aber immer doch!

Reporter: Also echt... (Schritte) Heh, was soll das? (Knarren) Nein nicht das Fenster aufmachen! Hier wird es doch kalt!... Halt! Der ganze Schnee kommt herein! ...

Was wollen Sie auf dem Fensterbrett? Wir sind im siebten Stock! Das ist doch kein Grund zu springen!... Was ... was ist das? Aber ... (Glocken aus Jingle Bells) Also Sie glauben nicht, was ich hier sehe!

Da ist ein Schlitten, der von Rentieren gezogen wird! Und der schwebt in der Luft! Ein Mann sitzt auf dem Kutschbock... Hahaha... Das ist doch .. Ich werde...!

Weihnachtsmann: Ich wünsche allen ein Frohes Weihnachtsfest! ... Und ihnen, junger Mann, ein wenig mehr Glauben!